

2 Mediatisierung, Mobilisierung und Individualisierung als theoretische Rahmung kommunikativer Mobilität

Wie in der Einleitung angedeutet, sieht sich die Kommunikations- und Medienwissenschaft heutzutage mit einer Radikalisierung bezüglich der Vielfalt und Geschwindigkeit medialer wie gesellschaftlicher Wandlungsprozesse konfrontiert.³ Aspekte wie die Digitalisierung und die damit verbundene Miniaturisierung von Medientechnologien haben zur Folge, dass ehemals ortsgebundene Kommunikationstechnologien zunehmend portabel werden, was u. a. zu einer Fokussierung auf nunmehr mobile Einzelmedien, allen voran das Mobiltelefon, geführt hat. In der Folge konzentriert sich die Betrachtung der Zusammenhänge von Medien, Kommunikation und Mobilität häufig auf Mobilkommunikation als Forschungsgegenstand (vgl. Hartmann 2008; Wimmer & Hartmann 2014). Die Bedeutung bspw. von stationären Medien für Mobilitätsprozesse nimmt hingegen nur einen untergeordneten Stellenwert ein. Im Kontext der zunehmenden Bedeutung von Mobilität und medienvermittelter Kommunikation bleibt die Verknüpfung übergreifender Theorieansätze soziokulturellen Wandels aus kommunikations- und medienwissenschaftlicher Perspektive als eine zentrale Herausforderung bestehen.

Für den Phänomenbereich wechselseitiger Medienkommunikation bei berufsbedingter lokaler Mobilität besteht die Anforderung diesbezüglich in der Konzeptionalisierbarkeit dreier wesentlicher Momente: der *Gestaltung bzw. Umsetzung von Mobilität* im Zusammenhang mit einem zusehends *individualisierten Arbeitsmarkt* sowie die dabei stattfindenden *Kommunikationsprozesse*. Vor diesem Hintergrund verfolgt dieses Kapitel zwei Ziele: Erstens wird der Entwurf eines übergeordneten Theorierahmens bezüglich der Zusammenhänge von lokaler Mobilität und Medienkommunikation angestrebt. Dieser setzt sich zusammen aus den Theorien der Mediatisierung, der Mobilisierung sowie der Individualisierung. Dabei beschreibt das Konzept der Mediatisierung in einer ersten Annäherung den Prozess der zunehmenden Durchdringung des Alltags mit verschiedenen Formen der Medienkommunikation (Krotz 2001, 2007;

3 Dieses Kapitel basiert in wesentlichen Teilen auf Berg (2014).

Lundby 2009a, 2009b). In der lokalen Mobilisierung besteht ein Konzept, das den Prozesscharakter mobilitätsbezogener Veränderungen fasst, aus denen unterschiedliche „Mobilitäten“ (Urry 2007, 2008) resultieren. Individualisierung schließlich wird hier im Sinne von Ulrich Beck (1986) vor allem als aus den drei Teilprozessen der Freisetzung, Entzauberung und Reintegration bestehend verstanden.

Im Folgenden stelle ich jede dieser drei Theorien in groben Zügen vor. Da sie sich im Einzelnen auf unterschiedlichen Ebenen mit komplexen Wandlungsprozessen auseinandersetzen, erfolgt ihre Darstellung eng an der hier vorliegenden Fragestellung orientiert. Den Kern des Kapitels bilden einige stichpunktartige Beobachtungen dazu, wie diese drei übergeordneten Prozesse zueinander in Beziehung stehen.

Das zweite Ziel des Kapitels besteht darin, den Theorierahmen mit dem Konzept der „kommunikativen Mobilität“ (Hepp 2007, 2013) zu verbinden. Dieses plädiert insbesondere für eine medienübergreifende Auseinandersetzung mit der Bewegung von Menschen und Medien und hilft als Untersuchungsrahmen, den Phänomenbereich von berufsbedingter Mobilität und Kommunikation jenseits eines engen Verständnisses von Mobilkommunikation zu strukturieren.

2.1 Mediatisierung

Allgemein formuliert fasst Mediatisierung die zunehmende Bedeutung von Medienkommunikation und zielt auf eine Beschreibung des Wechselverhältnisses von medialem und soziokulturellem Wandel. Die Art und Weise, wie Mediatisierung dabei konzeptionalisiert wird, divergiert bisweilen beträchtlich. In einer ersten Annäherung lassen sich grob Ansätze von Mediatisierung mit einem engeren Verständnis bezüglich des Gegenstandsbereichs medialen Wandels von solchen unterscheiden, die diesbezüglich über ein breites Verständnis verfügen. Engere Perspektiven theoretisieren vornehmlich Wandlungsprozesse in den Massenmedien und versuchen nachzuvollziehen, wie sich diese auf andere gesellschaftliche Teilsysteme – allen voran auf das politische – auswirken. Diese Perspektive bezeichnet Andreas Hepp als „institutionalistische Tradition“ (2013: IX) der Mediatisierungsforschung. Beispielsweise versteht Hans Mathias Kepplinger so unter der „Mediatisierung der Politik“ (1999) die zunehmende „Anpassung der Politik an die Erfolgsbedingungen der Medien“ (ebd.: 55). Eine ähnliche Perspektive findet sich bei Gerhard Vowe (2006), der zwar ebenfalls die Politik zum Gegenstandsbereich hat, prinzipiell aber den Blickwinkel ausweitet und auch andere gesellschaftliche Sphären (z. B. Sport) als mögliche Einflussbereiche der Mediatisierung zulässt. Dieser Sichtweise lässt sich auch Michael

Meyen (2009) zuordnen. Zwar distanziert er sich begrifflich, indem er für die Verwendung des Terminus der „Medialisierung“ plädiert, meint damit aber ebenfalls den Einfluss, den das (sich wandelnde) System der Massenmedien auf andere gesellschaftliche Systeme ausübt, womit sodann sozialer Wandel verbunden sei. Dabei will Meyen „Medialisierung“ explizit als Konzentration auf Prozesse verstanden wissen, „die Schulz *accomodation* genannt hat“ (ebd.: 27; Herv. i. O.) – was die Anpassung von Akteuren aus den verschiedensten Gesellschaftsbereichen an die Funktionsweisen der Medien und ihre „Regeln“ beschreibt (Schulz 2004: 89). Mediatisierung verweist in einer solchen Perspektive stark auf das Konzept der „Medienlogik“, wie es maßgeblich von David Altheide und Robert Snow (1979) entwickelt worden ist (vgl. Hepp 2013: 35ff.; Lundby 2009b: 103ff.).

Das Konzept der Medienlogik ist ebenfalls ein zentraler Bestandteil bei Stig Hjarvard, der Mediatisierung definiert als „Prozess, in dem die Gesellschaft sich in zunehmendem Maße den Medien und ihrer Logik unterwirft oder davon abhängig wird“ (Hjarvard 2009: 160). Genauer versteht er dabei unter Medienlogik „den institutionellen und technologischen Modus Operandi der Medien“ (ebd.: 160). Hierin liegt auch Hjarwards grundsätzliche Perspektive auf den Mediatisierungsprozess begründet, die er als „institutionellen Ansatz“ (Hjarvard 2008: 105) begreift. Grundlegend drücke sich Mediatisierung auf institutioneller Ebene in zweifacher Hinsicht aus: „[D]ie Medien sind in die Vorgänge anderer sozialer Institutionen integriert worden (Familie, Arbeit, Politik etc.) und haben gleichzeitig selbst den Status einer sozialen Institution erlangt“ (Hjarvard 2009: 160).

Hjarwards Ansatz des engen Zusammenspiels von Medienlogik und Institutionenperspektive beinhaltet für den hiesigen Verwendungskontext von Mediatisierung sowohl Vor- als auch Nachteile. Von Vorteil ist Hjarwards Medienverständnis, das sowohl Massenmedien als auch „neuere digitale und interaktive Kommunikationsformen“ (ebd.: 161) umfasst. Dies stellt gegenüber den oben erwähnten Vertretern eines engen Mediatisierungsverständnisses, die sich ausschließlich auf Massenmedien beziehen, eine wichtige Perspektivenerweiterung dar. Was problematische Punkte angeht, so kritisiert Knut Lundby bei Hjarvard – wie auch andernorts – die zu stark auf eine vereinheitlichende Logik der Medien ausgerichtete Argumentationsweise und bietet sogleich einen alternativen Ansatz an: „[E]s ist nicht sinnvoll von einer übergreifenden Medienlogik zu sprechen; es ist notwendig, zu spezifizieren, wie unterschiedliche Möglichkeiten von Medien in verschiedenen Mustern sozialer Interaktionen angewendet werden.“ (Lundby 2009b: 117) Genauer fordert er: „[M]an muss untersuchen, wie Transformationen und Veränderungen im Mediatisierungsprozess in Kommunikation stattfinden“ (ebd.). Die Berücksichtigung der Bedeutung von Kommunikation bzw.

Interaktion bei der Erforschung von Mediatisierung ist wiederum ein Punkt, den Lundby Hjarvard zugute hält:

Hjarvard's recent definition has become more interactional. Mediatization affects society through the many ways that the media intervene in the social interaction between individuals within a given institution, between institutions, and in society at large. (Lundby 2009b: 111)

Neben dem Interaktionsaspekt zielt Lundby in diesem Zitat auf die Frage ab, auf welchen gesellschaftlichen Ebenen Prozesse der Mediatisierung beziehungsweise deren Folgen zu verorten sind. Dabei wird deutlich, dass Hjarvard nicht auf die Mesoebene beschränkt bleibt, sondern ebenfalls die Mikro- („interaction between individuals“) und die Makroebene („in society at large“) berücksichtigt. Den Kern von Hjarvards Zugriff auf Mediatisierung bildet aber nichtsdestotrotz eine Sichtweise auf Medien als Institutionen, auch wenn die damit verbundene Medienlogik „nicht besagt, dass eine universelle, lineare oder einheitliche Rationalität hinter allen Medien steht“ (Hjarvard 2013: 17; Herv. i. O.), wie er mittlerweile betont.

Mit der Problematik der gesellschaftlichen Verortung von Kommunikations- und Medienwandel hat sich auch Sonia Livingstone in ihrer Presidential Address *On the Mediation of Everything* anlässlich der ICA Jahrestagung 2008 auseinandergesetzt. Darin plädiert sie für ein breites Verständnis von „medialer Vermittlung“ (*mediation*), dem sie unter anderem das Konzept der Mediatisierung gegenüberstellt (Livingstone 2009). Das Vorhandensein dieser (und ähnlicher) Termini im internationalen Diskurs führt sie hauptsächlich auf linguistische Probleme bei der Überführung des Begriffs der „mediation“ in verschiedene Wissenschaftssprachen zurück. Dennoch weist sie auf konzeptionelle Unterschiede hin: So sieht Livingstone den Ausgangspunkt für die Auseinandersetzung mit „mediation“ in alltäglichen Prozessen medial vermittelter Interaktion. Dabei könne bisweilen der Eindruck entstehen, ihre Vertreterinnen und Vertreter seien „allein fokussiert auf [...] die Erforschung der Beschaffenheit des Alltagslebens“ (ebd.: 11). Für die Anhänger der Mediatisierung als historische Metaperspektive sei dies ein weniger zielführendes Vorgehen, seien diese doch hauptsächlich beschäftigt „mit der zunehmenden Macht von Medieninstitutionen“ (ebd.). So läge auch der Eindruck nahe, „dass sich mediale Vermittlung auf die Mikroebene und Mediatisierung auf die Makroebene bezieht“ (ebd.). Natürlich belässt es Livingstone im weiteren Verlauf nicht bei dieser grobschlächtigen Einordnung und fordert schlussendlich sogar eine beide Perspektiven vereinende Lösung. Sie schlägt vor, „mediation“ um die übergreifender ausgerichtete Mediatisierungsperspektive zu erweitern. Klar wird aber auch, dass eine solche Einordnung des Mediatisierungskonzeptes naheliegt, wenn man sich primär auf

Konzepte wie Medienlogik oder die Bedeutung von standardisierter öffentlicher Kommunikation und damit verbundene Transformationen im Mediensystem und anderen gesellschaftlichen Sphären bezieht. Im Gegenzug wird gerade bei Lundbys interaktionsbezogenem Ansatz und in Teilen auch bei Hjarvard deutlich, dass ein breiteres, nicht alleine auf Institutionen fokussiertes Mediatisierungsverständnis über Schnittstellen zu gesamtgesellschaftlichen Prozessen, institutionellen Bereichen sowie zur Ebene des alltäglichen kommunikativen Handelns verfügt.

Der Untersuchungsgegenstand dieser Arbeit – die Aneignung digitaler Medien in Situationen berufsbedingter lokaler Mobilität sowie sich dabei ergebende Praktiken und Muster bei der Aufrechterhaltung kommunikativer Beziehungen – verweist in erster Linie auf die Ebene kommunikativen Alltagshandelns in einer Mediengesellschaft. Hier greifen die eingangs geschilderten, eher engen bzw. institutionenbezogenen Vorstellungen von Mediatisierung zu kurz. Stattdessen soll ein breiter gefasstes Verständnis vom Gegenstandsbereich der Mediatisierung verwendet werden, wie es Hepp zufolge die „sozialkonstruktivistische Tradition“ (2013: IX) vertritt.

Einer solchen Perspektive sind u. a. die Arbeiten von Friedrich Krotz zuzuordnen. Sein Mediatisierungskonzept operiert mit dem „Basisbegriff Kommunikation“ unter Einbezug auch privater und interpersonaler Kommunikation in eine „handlungstheoretische Perspektive“, die neben Politik und Wirtschaft „auch den Alltag und [...] menschliche Ausdrucksformen und Beziehungen“ mit einschließt (Meyen 2009: 26). Genauer definiert Krotz sein Verständnis von Mediatisierung als

a historical, ongoing, long-term process in which more and more media emerge and are institutionalized. *Mediatization* describes the process whereby communication refers to media and uses media so that media in the long run increasingly become relevant for the social construction of everyday life, society, and culture as a whole. (Krotz 2009: 24; Herv. i. O.)

Neben der bei Lundby und Hjarvard bereits festgestellten Breite versteht Krotz Mediatisierung als Metaprozess „sozialen bzw. kulturellen Wandels“ (Krotz 2007: 27; Herv. i. O.). Dabei ist ein Metaprozess bei ihm dadurch charakterisiert, dass er historisch weit zurückgeht, lang anhaltend ist, nicht linear verläuft und zeit- wie kulturspezifische Kontextbetrachtungen erfordert. Aufgrund seiner übergreifenden Tragweite ist er mittels einzelner empirischer Studien nicht beleg- oder widerlegbar und speist sich aus mehreren Quellen. Mediatisierung als Metaprozess ist ein „Prozess von Prozessen“ (Krotz 2012: 38; Herv. i. O.). Schließlich handelt es sich bei Mediatisierung um ein Ordnungsprinzip, das

wiederum Bezüglichkeiten zu anderen Metaprozessen wie Globalisierung oder Individualisierungen aufweist (vgl. Krotz 2007: 41).

Wie obiges Zitat bereits andeutet, ist das Mediatisierungsverständnis von Krotz mit einigen wesentlichen Grundannahmen und Voraussetzungen verbunden. Die zentralste besteht darin, dass Kommunikation den Ausgangspunkt der Konzeptionalisierung von Mediatisierung bildet. Demgemäß ist Krotz geleitet von einem „*Verständnis des Menschen als eines symbolischen Wesens [...], das in einer symbolisch vermittelten Wirklichkeit lebt*“ (ebd.: 51; Herv. i. O.). „Kommunikation als Basishandlung“ bedeutet, dass sie die Grundlage bildet, auf die Realität, Identität, Beziehungen, Bedeutung, Kultur und Gesellschaft fußen:

Die ‚Wirkung‘ zwischenmenschlicher Kommunikation liegt unter anderem darin, dass sie Beziehungen zwischen Menschen herstellt, die (wiederholt) miteinander kommunizieren und über damit verbundene Alltagsroutinen die Gesellschaft reproduziert. (Krotz 2001: 90)

Dabei geht Krotz von der Annahme aus, dass die Grundform kommunikativen Handelns in der Face-to-Face-Interaktion zweier Menschen besteht. An die Grundannahme von Kommunikation als Basishandlung schließt dann in einem weiteren Schritt auch Krotz’ Mediendefinition an:

Grundlage jeder Kommunikation ist damit das interpersonale Gespräch auf der einen Seite, die per Gesten vermittelten Kommunikation auf der anderen. (Kommunikations-)Medien erweitern und modifizieren dann sogleich diese Basisformen von Kommunikation [...]. (Krotz 2007: 86)

Neben die Face-to-Face-Kommunikation treten drei Formen medienvermittelter Kommunikation: die mediatisierte interpersonale Kommunikation (medial vermittelte Kommunikation zwischen Menschen), die Kommunikation mit Medien (Rezeption standardisierter Inhalte) sowie die interaktive Kommunikation (Kommunikation mit interaktiven (Software-)Systemen) (ebd.: 90). Über diese grundlegende Definition von Medien als Modifikatoren des interpersonalen Gesprächs hinaus beinhaltet Krotz’ Medienbegriff vier Ebenen: Medien sind demnach Technologien, gesellschaftliche Institutionen, Inszenierungsmaschinen bzw. Organisationen und Erlebnisräume (Krotz 2009: 23).

Zurückbezogen auf Mediatisierung bedeutet dies, dass eine enge Verbindung zwischen Medien und Kommunikation besteht. Mediatisierung als Medienwandel bewirkt gleichsam Veränderungen von Medien und Kommunikation, da diese nicht in einer einseitigen Abhängigkeit zueinander stehen, sondern sich gegenseitig bedingen. Dabei bezieht sich Krotz’ Mediatisierungskonzept auf alle drei der oben genannten Formen medienvermittelter Kommunikation und eben

nicht nur auf die Rezeption standardisierter Inhalte. Gerade die Auseinandersetzung mit kommunikativen Praktiken von Menschen in Situationen berufsbedingter Mobilität beinhaltet medienvermittelte interpersonale Kommunikation zum Aufrechterhalten von sozialen Beziehungen als zentrales Moment, was einen breiter angelegten Mediatisierungsansatz erfordert. Insbesondere die in den letzten beiden Jahrzehnten relevant gewordene Digitalisierung hat zur Folge, dass die damit verbundene Medienkommunikation das „primäre Beziehungsnetz“ (Krotz 2003: 179) von Menschen auch bei Mobilität über räumliche Distanzen hinweg stützt. Und mehr noch:

Der Wandel vor allem der interpersonalen Kommunikation, wie sie Mobiltelefon und Internet ermöglichen, aber auch die zunehmende Bedeutung interaktiver Kommunikation und der Medienkommunikation überhaupt bewirken einen Wandel des auf Kommunikation basierenden Beziehungsnetzes der Menschen [...]. (Krotz 2007: 206; Herv. i. O.)

Bezogen auf den aktuellen, von der Digitalisierung geprägten Medienwandel, empfiehlt sich eine „heuristische Unterscheidung von quantitativen und qualitativen Aspekten der Mediatisierung“ (Hepp 2013: 48; vgl. auch Hepp & Krotz 2007: 4ff.). In quantitativer Hinsicht fasst Mediatisierung das ‚Mehr‘ an Kommunikationstechnologien, die unseren Alltag zunehmend durchdringen, wobei sich die zeitliche (immer länger und zu immer mehr Zeitpunkten), räumliche (an und zwischen immer mehr Orten) und soziale (in immer mehr Beziehungen und Lebensbereichen) Dimension voneinander unterscheiden lassen (Hepp 2013: 48f.; Hepp & Krotz 2007: 4).

Verbunden mit den quantitativen Aspekten sind die qualitativen Aspekte der Mediatisierung, die eine im Verhältnis höhere Komplexität aufweisen, da sie den Charakter verschiedener Wandlungsprozesse und deren Beziehungen zueinander thematisieren. So bilden medientechnologischer, kommunikativer und soziokultureller Wandel die „Triade der Mediatisierung“ (Hepp & Krotz 2007: 6). Diese verweist auf den zentralen Gedanken der Mediumstheorie, der besagt, dass es neben den häufig hinsichtlich ihrer Wirkung untersuchten Medieninhalten gerade auch die materialen Charakteristiken von Medientechnologien zu beachten gilt. Demnach verfügen Medien über jeweils spezifische Eigenschaften, die einen Einfluss darauf haben, in welcher Art und Weise mit ihnen kommuniziert wird. Medientechnologie und medienvermitteltes kommunikatives Handeln sind voneinander abhängig, was zur Folge hat, dass sich auch Kommunikationspraktiken verändern, wenn sich Technologie ändert. Aus dieser Bezüglichkeit ergeben sich dem Verständnis der Mediumstheorie zufolge dann wiederum Auswirkungen darauf, wie sich Kultur und Gesellschaft konstituieren.

Während sich die Mediatisierung diesen von der Mediumstheorie begründeten Grundzusammenhang zwischen Medien- und Kommunikationswandel zu eigen macht, lässt sich doch nicht von einer einfachen Übernahme einer mediumstheoretischen Perspektive sprechen, wofür zwei Hauptkritikpunkte verantwortlich sind (ebd.: 3f.): Erstens ist hier das Verständnis der Mediumstheorie zu erwähnen, das impliziert, dass Kommunikation, Kultur und Gesellschaft durch die Form von Medientechnologien bestimmt seien. Problematisch hierbei ist einerseits der technologiedeterministische Denkansatz, demzufolge eine bestimmte Struktur von Technologie eine spezifische Gesellschaft evoziert. Zweitens sind die Betrachtungen der Mediumstheorie häufig mit der Konzentration auf ein für eine bestimmte Epoche charakteristisches Leitmedium verbunden, dessen Inhalte weitestgehend ignoriert werden. Der daraus resultierende Medienzentrismus verstellt einerseits den Blick auf andere Medien und die Beziehungen zwischen diesen und erschwert andererseits komplexere Betrachtungen der Verstrickungen von strukturellen und inhaltlichen Momenten.

Ziel eines umfassenden Mediatisierungsverständnisses ist es also, über die rein inhaltliche Ebene von Medien hinaus vor allem auch deren technologische Seite zu betrachten, ohne in einen reduzierenden Technologiedeterminismus zu verfallen. Ähnlich ist bei dem sich Anfang der 1990er Jahre entwickelnden Domestizierungsansatz von einer „doppelten Artikulation“ der Medien die Rede (Silverstone et al. 1992: 21; vgl. Hartmann 2013: 24ff.). Im ursprünglichen Sinne, so Maren Hartmann, sei damit die „*Kopplung des Objekts mit den Inhalten*“ (ebd.: 26; Herv. i. O.) gemeint. Für die Mediatisierung wiederum verweisen Hepp und Krotz neben der inhaltlichen Ebene auf die „Materialität“ von Medien:

Thus, we can say that the qualitative dimension of mediatisation has on the one hand the ‚material‘ [...] aspect of media technological change in the sense that media technologies have a ‚material specificity‘ that is based on communicative action/practices and at the same time it structures communicative action/practices. (Hepp & Krotz 2007: 5)

Diese Materialität steht also in Verbindung mit Formen kommunikativen Handelns. Genauer gesagt bedingen sich mediale Materialität und kommunikative Handlungsaspekte gegenseitig, was zur Folge hat, dass auch Medientechnologiewandel und Kommunikationswandel eng miteinander verbunden sind, ohne das eine einfach als Auswirkung des anderen zu verstehen. Diese Betrachtungsweise geht auf Raymond Williams (1975) zurück, der Medien „gleichzeitig als Technologie *und* kulturelle Form“ verstanden hat (Hepp 2013: 50; Herv. i. O.). Alternativ zur Medienlogik führt Hepp im Zusammenhang mit Medien- und Kommunikationswandel den Begriff von den „Prägr Kräften der Medien“ (ebd.: 49-62) ein, womit er meint, dass „Medien als solche [...] einen gewissen ‚Druck‘

auf die Art und Weise aus[üben], in der wir kommunizieren“ (ebd.: 49f.). Ferner ist Hepps Konzept der Prägrkräfte charakterisiert von der „*Institutionalisierung und Verdinglichung des kommunikativen Handelns*“ (ebd.: 53; Herv. i. O.). Orientiert an Berger und Luckmann beinhaltet Institutionalisierung dabei sowohl die „Habitualisierung von sozialem Handeln“ als auch die „reziproke Typisierung von habitualisierten Handlungen durch Typen von Handelnden“ (ebd.: 53). Verdinglichung wiederum bedeutet, dass „Medien auch ‚Dinge‘ sind, *über deren Materialität* sich beispielsweise Machtverhältnisse manifestieren und damit in ihrer Nutzung re-artikuliert werden.“ (ebd.: 54; Herv. i. O.)

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass mit dem hier geschilderten, breiten Verständnis von Mediatisierung ein Ansatz vorliegt, der dabei helfen kann, den Gegenstandsbereich (digitaler) Medienkommunikation in Mobilitätssituationen zu behandeln. Mit dem aktuellen Mediatisierungsschub⁴ der Digitalisierung geht einher, dass Mobilität einerseits prinzipiell an nahezu jedem Ort, zu jeder Zeit und bezogen auf vielfältige soziale Beziehungskonstellationen kommunikativ gestützt werden kann. Andererseits impliziert das Konzept der Mediatisierung gewissermaßen, dass damit ein Wandel kommunikativer Formen und Muster einhergeht. Um verstehen zu können, wie interpersonale Medienkommunikation aber genau in Mobilitätssituationen eingebettet ist, soll im folgenden Teilkapitel der Fokus auf den Prozess der Mobilisierung gerichtet werden.

2.2 Mobilisierung

Mit dem Begriff der Mobilisierung ist im vorliegenden Zusammenhang die zunehmende gesellschaftliche Bedeutung und Ausdifferenzierung verschiedener Arten von Mobilität gemeint.⁵ Dabei unterstreicht Mobilisierung einerseits die mit der Beweglichkeit von unterschiedlichen Entitäten verbundene Prozesshaftigkeit. Andererseits eröffnet dieser Begriff, analog zur oben diskutierten Mediatisierung, die Möglichkeit, mit Mobilität einhergehende technologische, soziale und kulturelle Wandlungsprozesse zu thematisieren.

Um jedoch zunächst das Alltagsphänomen Mobilität wissenschaftlich zu konkretisieren, sei auf Tully und Baier verwiesen, die im Rahmen der quantitativen Zunahme von Mobilität seit der Industrialisierung von „Mobilitätsgesell-

4 Mediatisierungsschub verdeutlicht, dass die Mediatisierungstheorie, zumindest in der sozialkonstruktivistischen Tradition, Medienwandel nicht als linear ablaufenden Prozess begreift (vgl. zur Kritik eines solchen Verständnisses Couldry 2008). Dies geht u. a. aus Krotz' weiter oben geschildertem Verständnis von Mediatisierung als Metaprozess hervor.

5 Andere Bedeutungen des Begriffs beziehen sich neben der militärischen ‚Mobilmachung‘ insbesondere auf die gesellschaftlich-politische Ebene oder auch die „psychologische Mobilisierung von Kräften“ (Wimmer & Hartmann 2014: 17).

schaften“ sprechen (vgl. Tully & Baier 2006: 15ff.). Damit drücken sie aus, dass zu „keiner Zeit [...] die Mobilität des modernen Menschen derart extensiv wie heute“ war (ebd.: 15f.). Zur genaueren Ausdifferenzierung unterscheiden sie geistige Mobilität, soziale Mobilität, informationelle Mobilität und räumliche Mobilität, die komplexe Beziehungen miteinander eingingen (ebd.: 30ff.). Dabei gehen die Autoren auf die geistige Mobilität nicht weiter ein, da sich diese einer sozialwissenschaftlichen Beobachtung entziehe (ebd.: 31). Soziale Mobilität bezeichnet im Sinne des klassischen soziologischen Verständnisses „Veränderungen der Positionen oder Lagen von Personen oder Gruppen im sozialen Raum“ (Berger 2013: 730). Sie kann sowohl horizontal (Positionsveränderung innerhalb einer Schicht z. B. durch Berufswechsel) als auch vertikal (Positionsveränderung zwischen verschiedenen sozialen Schichten beziehungsweise Klassen) erfolgen (Tully & Baier 2006: 32). Informationelle Mobilität hingegen beschreibt die Verbreitung von Information im Raum, wobei die zeitliche Dimension nach Tully und Baier eine eher untergeordnete Rolle spielt, was sie mit der verstärkten Durchsetzung elektronischer bzw. digitaler Kommunikationstechnologien, die mehr oder weniger in Echtzeit funktionieren, begründen (ebd.: 33f.). Die letzte der vier wesentlichen Mobilitätsarten, die im Zentrum von Tullys und Baiers Betrachtungen steht, ist die räumliche Mobilität. Sie beschreibt die Bewegung eines Individuums oder Objekts durch ein räumlich-geografisches System im Zeitablauf (vgl. ebd.: 34). Weiter unterteilen die Autoren räumliche Mobilität in Migration (längerfristige Verlagerung des Lebensmittelpunkts über nationalstaatliche Grenzen hinweg), Umzüge (innerstaatlicher Wohnortwechsel), Tourismus (kurzfristigere, freizeitbedingte Ortswechsel bei Rückkehr), Alltagsmobilität (Freizeit-, Besorgungs- und Arbeitswege) sowie den Güterverkehr (ebd.: 35ff.).

Neben diesen strukturellen Ordnungsversuch unterschiedlicher Mobilitätsarten stellen Tully und Baier den Prozessbegriff der Mobilisierung: „Zunehmende Mobilität ist Ausdruck, Ursache und Folge der umgreifenden gesellschaftlich-kulturellen Mobilisierung“ (ebd.: 20). Mobilisierung setzt zum einen, so die Autoren, „auf der Ebene des Individuums Mobilität voraus.“ (ebd.: 12) Zum anderen erfolge auf gesellschaftlicher Ebene eine „Mobilisierung von einst als unumstößlich erachteten strukturellen und institutionellen Gewissheiten“ (ebd.). In diesem Zusammenhang verweisen sie auf eine Vielzahl sozialer, ökonomischer und politischer Wandlungsprozesse, die auf gesteigerte Mobilität rekurrieren und kommen zu folgendem Schluss:

Zusammenfassend lässt sich, die Entwicklungen im Bereich von Wirtschaft, Politik und Sozialem in Betracht ziehend, von einer *mobilen Kultur* sprechen, d. h. von einer Kultur, die trotz der Nachteile vor allem die Vorteile der Mobilität betont und

ein mobilitätsintensives Leben positiv sanktioniert, in der das Leitbild Mobilität hochgehalten wird [...]. (Tully & Baier 2006: 28; Herv. i. O.)

Mit dem Verweis auf das positive Gesellschaftsbild einer „mobilen Kultur“ ziehen Tully und Baier eine wichtige Bilanz, lassen dabei aber auch negative Aspekte von Mobilität nicht unerwähnt. So warnen kritische Stimmen vor einem allzu unproblematischen Mobilitätsverständnis. Tim Cresswell bspw. schreibt zum Stellenwert der Mobilität vor allem in der postmodernen Theorie: „[D]as Feiern des Mobilen hilft uns nicht dabei, Unterschiede zu erkennen. [...] Es ersetzt die seit langer Zeit bestehende Abneigung und den Argwohn gegen Mobilität durch eine übermäßig verallgemeinerte Romantisierung“ (Cresswell 2001: 19). Historisch betrachtet muss Cresswell nicht besonders weit zurückgehen, um mit Mobilität verbundene „Abneigung“ und „Argwohn“ zu verdeutlichen: Einleitend verweist er auf die von Wanderungsbewegungen innerhalb der USA in den 1920er und 30er Jahren ausgelöste „moral panic“ (ebd.: 11). Auch heute ist Mobilität nicht gleich Mobilität, wie Cresswell anmerkt:

Some mobilities are acts of freedom, transgression and resistance in the face of state power which seeks to limit movement, police boundaries and inscribe order in space. [...] Other mobilities are produced to support the state, to support patriarchy or to support the power of multinational corporations in the globalised world of flexible capitalism. (Cresswell 2001: 21)

Die Unterschiedlichkeit von Mobilität nimmt Cresswell zum Anlass, von „Mobilitäten“ (*mobilities*) zu sprechen. Diese betrachtet er nicht als gegeben, sondern als „hergestellt“ (*produced*; ebd.: 20), woraus sich auch für diese Arbeit die Notwendigkeit eines handlungstheoretisch fundierten Mobilitätsverständnisses ableitet. Die Analyse von Mobilitäten, so Cresswell, muss dann sowohl deren unterschiedliche Bedeutungen, die ihnen zugrundeliegenden Machtverhältnisse wie auch Kontexte berücksichtigen (ebd.). Von einer mobilen Kultur zu sprechen, macht ein differenzierteres In-Beziehung-Setzen von Mobilitäten und ihren Kontexten folglich keinesfalls überflüssig.

Ebenfalls auf „Mobilitäten“ im Plural basiert das „Mobilitäten-Paradigma“ (*mobilities paradigm*) von John Urry (2007, 2008). Zunächst erbringt auch Urry eine auf den Mobilitätsbegriff bezogene Strukturierungsleistung, indem er vom „körperlichen Reisen der Menschen“, der „physischen Bewegung von Objekten“, dem „imaginativen Reisen“, dem „virtuellen Reisen“ und dem „kommunikativen Reisen“ (Urry 2007: 47; Herv. i. O.) spricht. Aus kommunikations- und medienwissenschaftlicher Sicht mag man dieser Kategorisierung, insbesondere was die letzten drei Mobilitätsformen angeht, kritisch gegenüberstehen. Vor allem definiert Urry keine klaren Kriterien für seine Unterteilung, sondern argu-

mentiert einerseits auf technologischer Basis, indem er das imaginative, das virtuelle und das kommunikative Reisen im Wesentlichen mit dem Fernsehen, dem Internet und dem Mobiltelefon in Verbindung bringt (vgl. ebd.: 158ff.). Andererseits nimmt er auf die Erlebnisdimension der Mediennutzung Bezug, wobei es einmal um das vorgestellte Reisen an andere Orte, die Transzendenz von Zeit und Raum in virtuellen Netzwerken oder aber die zunehmend ortsungebundene Konnektivität interpersonaler Kommunikation geht. Selbst ohne die Berücksichtigung aktueller Prozesse umfassender Digitalisierung oder Konvergenz stellt sich hier die Frage der Trennschärfe zwischen diesen Formen des medialen Reisens.

Nichtsdestotrotz weist Urrys Ansatz zwei wesentliche Stärken auf: Einerseits spricht er stets von Mobilitäten im Plural (*mobilities*), was dadurch bedingt ist, dass er sie andererseits als auf einer Ebene befindlich begreift (vgl. ebd.: 157). Dadurch vermeidet er eine klassisch disziplinäre Schwerpunktsetzung, der zufolge sich die Verkehrswissenschaft bzw. Humangeografie mit den Aspekten der Bewegung von Menschen und Gütern (räumliche Mobilität) auseinandersetzt, die Mobilitätssoziologie mit Phänomenen der gesellschaftlichen Statusveränderung (soziale Mobilität) und die Kommunikations- und Medienwissenschaft mit dem ‚imaginären, virtuellen und kommunikativen Reisen‘ (informationelle Mobilität).

Für eine Betrachtung kommunikativer Mobilität in Situationen berufsbedingter Mobilität ist solch ein Disziplinen übergreifender, integrativer Ansatz zunächst einmal gewinnbringend. Auffällig ist aber, dass Urry bspw. im Vergleich zu Tully und Baier die soziale Mobilität auf den ersten Blick außen vor lässt. Das liegt darin begründet, dass er mit seinem „Mobilitäten-Paradigma“ weniger eine Betrachtung verschiedener Mobilitäten als reine Phänomene anstrebt, sondern das Ziel einer umfassenden soziologischen Perspektive verfolgt, in der Mobilität den zentralen Kern bildet und mobilitätsbezogene gesellschaftliche Wandlungsprozesse quer zu den genannten fünf Mobilitäten liegen. Eine Parallele zu Tully und Baier besteht darin, dass der „informationellen Mobilität“ bzw. dem imaginären, virtuellen und kommunikativen Reisen eine vergleichsweise große Bedeutung zugeschrieben wird. Damit wird der historischen Dimension von Mobilisierung im Sinne eines Mobilitätswandels als Teilaspekt des Modernisierungsdiskurses Rechnung getragen. Stephan Rammner bezeichnet vor diesem Hintergrund die Beziehung zwischen Moderne und Mobilität als „Wahlverwandtschaft“ (Rammner 2008), wobei die klassische Moderne durch eine quantitative und die fortgeschrittene Moderne durch eine qualitative Mobilisierung gekennzeichnet sei:

The former refers to the fact that with the onset of classical industrial modernity a historical unprecedented boost in mobility took place in terms of sheer volume – its progressive dynamic has been lasting to date. The latter expresses the fact that in the course of ongoing modernisation the mobility of people and goods have gradually undergone a qualitative change [...]. (Rammler 2008: 63)

Ähnlich bezeichnet Sven Kesselring „Mobilität als allgemeines Prinzip der Moderne“ (Kesselring 2008: 81) und spricht in der ersten Moderne von einer „*Strahlen-Mobilität*“ (d. h. zielgerichtet) und in der zweiten Moderne von einer „*Netzwerk-Mobilität*“ (d. h. indirekt; ebd.: 94; Herv. i. O.). Das Leitbild der ersten Moderne sei demgemäß der Zug, das der zweiten das Internet (vgl. ebd.: 2008: 95).

Ferner wird dem Mobilitätsbegriff in manchen Zusammenhängen das Konzept der „Motilität“ zur Seite gestellt (Canzler et al. 2008; Kaufmann & Motulet 2008; Kesselring 2006). Ausgehend von einem Verständnis, das „Mobilität als eine *Veränderung* des Zustands“ (Canzler et al. 2008: 2; Herv. i. O.) fasst, betonen Weert Canzler, Vincent Kaufmann und Sven Kesselring die Bedeutung der drei Dimensionen Bewegung, Netzwerk und Motilität. Während sich Bewegung in diesem Ansatz auf der geografischen Ebene abspielt und Menschen genauso wie Objekte und Informationen betrifft, bilden Netzwerke – und zwar technische wie soziale – den „Rahmen von Bewegungen“ (ebd.: 3). Motilität schließlich beschreibt „die Kapazität eines Akteurs, sich sozial und räumlich zu bewegen“ (ebd.), und bindet sowohl den „*Zugang*“ zu Netzwerken als auch diesbezügliche „*Fertigkeiten*“ und deren „*Aneignung*“ (ebd.; Herv. i. O.) in sich.

In der Folge eröffnet sich ein Spektrum möglicher Konstellationen, in dem sowohl ‚Bewegung ohne Mobilität‘ (bspw. dahingehend, dass die räumliche Mobilität eines Akteurs seinen sozialen Zustand unverändert lässt), ‚Mobilität ohne Bewegung‘ (z. B. durch Medienkommunikation) als auch die Kombination von ‚Bewegung und Mobilität‘ vorstellbar ist (ebd.: 4). Davon angestoßen ergeben sich für die Autoren einerseits Fragen nach Sesshaftigkeit und sozialer Fundierung vor dem Hintergrund der Intentionalität von Mobilität und andererseits Fragen nach beruflicher wie sozialer Integration, Differenzierung aber auch Ungleichheit vor dem Hintergrund unterschiedlicher Netzwerkpotenziale und Fähigkeiten von Akteuren. Was dieser Betrachtungsweise zugrunde liegt – und wie auch schon der Verweis auf die oben erwähnte ‚Zustandsveränderung‘ impliziert –, ist eine Perspektive, die räumliche, informationelle und soziale Mobilität stark zueinander in Beziehung setzt.

Um die Vorstellung, dass es für mobilisierte Gesellschaften heute weniger elementar ist, *dass* sich Menschen, Objekte und Informationen schnell über weite Strecken bewegen, als dass sich die Art und Weise *wie* sie das tun immer weiter ausdifferenziert, hat John Urry sein „Mobilitäten-Paradigma“ konzipiert, in das

er die fünf oben genannten Mobilitätsformen einbettet. Ausgangspunkt ist bei Urry die soziale Beziehung zwischen Menschen, für die Face-to-Face-Interaktion grundlegend ist: „[K]o-präsente Interaktion ist für das Sozialleben fundamental“ (Urry 2003: 164), betont er. Diese auf Interaktion beruhenden Beziehungen, die das Sozialleben begründen, sind zwangsweise mit Mobilität als einem ständigen Wechsel von An- und Abwesenheit verbunden: „Mobilitäten [...] sind für das Sozialleben zentral“ (Urry 2000: 49 zit. nach Tully & Baier 2006: 20). In der Folge ergeben sich komplexe Verstrickungen unterschiedlicher Mobilitäten zur episodischen Herstellung von Anwesenheit. Dabei schafft Medienkommunikation das, was Urry „imagined presence“ nennt (2008: 14) – also eine „vorgestellte Anwesenheit“, die Beziehungen zwar stützen mag, physische Ko-Präsenz allerdings nicht zu ersetzen vermag. Urry betont weiter die Bedeutung von Mobilitätssystemen, die physische und informationelle Mobilitäten in komplexer Art und Weise miteinander verbinden und damit Zirkulationsprozesse in Gang halten (2007: 52). Diese Mobilitätssysteme basieren dabei nicht selten auf *immobile Systeme als materielle Infrastrukturen* (Flughäfen, Kabelnetze, Sendemasten etc.), die Mobilitäten erst ermöglichen (ebd.: 53f.).

Für den hier konzipierten Theorierahmen habe ich auf den Begriff der Mobilisierung verwiesen. Mehr als „Mobilität“ oder „Mobilitäten“ unterstreicht Mobilisierung die Prozessaspekte, die mit der Bewegung von Menschen, Objekten und Bedeutungen verbunden sind, und betont „die zunehmende Relevanz und Praxis des Mobilseins auf unterschiedlichen Gesellschafts- und Handlungsebenen“ (Lingenberg 2014: 74). Darüber hinaus macht Mobilisierung den mit Mobilitätsprozessen implizit verbundenen gesellschaftlichen Wandel explizit und erzeugt so eine gewisse Sensibilität dafür, dass die Charakteristiken von Mobilitäten für eine Gesellschaft historisch kontextualisiert werden müssen. Nicht zuletzt erhöht Mobilisierung somit potenziell die Schnittmengen mit Metaprozessen wie Mediatisierung und Individualisierung.

2.3 Individualisierung

Der dritte hier relevante Ansatz, der sich mit umfassenden gesellschaftlichen Wandlungsprozessen auseinandersetzt, ist die Individualisierungstheorie. Hinsichtlich des kommunikativen Erhalts sozialer Beziehungen bei berufsbedingter Mobilität liefert dieser Diskurs mehrere Anknüpfungspunkte. So ergeben sich vor dem Hintergrund der zunehmenden Eigenverantwortung des Individuums für seine Lebensführung bspw. Fragen nach dem Stellenwert von Ausbildung und Karrieregestaltung. Diese wiederum sind verbunden mit Entscheidungsprozessen, bei denen strukturelle wie persönliche Aspekte zum Tragen kommen. Dabei

gilt es insbesondere den Arbeitsmarkt als einen entscheidenden Angriffspunkt von Individualisierungsprozessen zu beachten.

Verglichen mit den bisher diskutierten Konzepten der Mediatisierung und der Mobilisierung ist der wissenschaftliche Diskurs der Individualisierung sicher der am ausführlichsten geführte. Umso schwerer fällt eine eindeutige Definition. Wolfgang Jagodzinski und Markus Klein fassen Individualisierung zunächst grob als Wandlungsprozess zusammen, der auf verschiedenen gesellschaftlichen Ebenen ansetzt:

Auf der Mikroebene wird eine erhöhte Autonomie der Individuen bei der Auswahl ihrer handlungsleitenden Werte und Ziele postuliert, auf der Mesoebene eine nachlassende Bindungs- und Prägkraft gesellschaftlicher Institutionen und Großgruppen sowie auf der Makroebene ein zunehmender gesellschaftlicher Pluralismus in einer ganzen Reihe von Lebensbereichen. (Jagodzinski & Klein 1998: 13)

Daran anschließend stellt sich die Frage, wie Mikro-, Meso- und Makroebene hinsichtlich des Individualisierungsprozesses miteinander zusammenhängen. Dass sie sich nur schwer voneinander trennen lassen, wird bei Monika Wohlrab-Sahr und Michael Krüggeler deutlich, wenn sie auf „Individualisierung (unter anderem) als einen Modus der ‚Zurechnung‘“ (2000: 242) verweisen. Definiert ist dieses Verständnis als „Deutungsmuster, das Selbstkontrolle, Selbstverantwortung und Selbst-Steuerung akzentuiert“ (Wohlrab-Sahr 1997: 28 zit. nach Wohlrab-Sahr & Krüggeler 2000: 242). Damit schließen die Verfasser in ihre Individualisierungskonzeption neben der individuumsbezogenen Mikro- auch die Mesoebene gesellschaftlicher Institutionen ein: „Das Zurechnungsargument zielt aber nicht auf das *Verhalten von Personen*, sondern auf *strukturell induzierte und institutionell fundierte* Formen der Zurechnung auf das Individuum (und zwar als *Selbst- und Fremdzurechnung*)“ (Wohlrab-Sahr & Krüggeler 2000: 242; Herv. i. O.). Individualisierung als Prozess gesellschaftlichen Wandels beinhaltet also nicht nur individualisiertes menschliches Handeln, sondern bezieht sich auf alle gesellschaftliche Ebenen, bspw. in Form des institutionellen Diskurses darüber, was überhaupt als individualistisch gelten kann.

Dabei gilt es zu beachten, dass nicht nur das Verständnis davon, was als individualistisch gelten kann, vom historischen Kontext abhängig ist, sondern auch die sozialwissenschaftliche Bedeutung des Begriffs an sich. Markus Schroer (2000) fasst unterschiedliche Individualisierungsverständnisse grob zu drei diachronen Argumentationslinien zusammen:

Die „*negative Individualisierung*“ beinhaltet die Sichtweisen von Weber, Horkheimer und Adorno sowie Foucault, bei denen das „*gefährdete Individuum*“ entweder verwaltet bzw. manipulierbar ist, oder aber diszipliniert und überwacht wird – insgesamt also in seiner „(Bewegungs-)Freiheit“ gefährdet ist (ebd.: 11;

Herv. i. O.). In diesem Verständnis stellt Individualisierung „bloße *Pseudoindividualisierung*“ (ebd.: 12; Herv. i. O.) dar. Die „*positive Individualisierung*“ (ebd.; Herv. i. O.) hingegen wird getragen von Durkheim, Parsons und Luhmann. Sie verstehen das Individuum als „ein ehemals stark an gesellschaftliche Vorgaben gebundenes“, das „im Laufe des Modernisierungsprozesses aus traditionellen Bindungen befreit und auf sich selbst gestellt“ (ebd.: 11) wird. Anstatt der Pseudoindividualisierung erkennt Schroer hier jedoch die Gefahr einer „*Hyperindividualisierung*“, im Rahmen derer das „*gefährliche[n] Individuum*“ (ebd.: 12; Herv. i. O.) durch die lockerer werdende Bindung an die Gesellschaft deren Ordnung bedrohen könne. Für die „*ambivalente Individualisierung*“ (ebd.: 13; Herv. i. O.) schließlich stehen laut Schroer neben Simmel, Elias und Beck auch Mead, Giddens und Kaufmann (Schroer 2008: 140). Diese Strömung beinhaltet als Sinnbild das „*Risiko-Individuum*“, dem „einerseits *Chancen* zur selbstbestimmten Lebensführung“ geboten werden, das „andererseits aber auch *Gefahren* der Zerstörung individueller Freiräume durch Standardisierungsprozesse“ (Schroer 2000: 13; Herv. i. O.) ausgesetzt ist.

Insbesondere der letzten der drei Argumentationslinien schreibt Schroer eine differenzierte Sichtweise zu, die versuche, die Komplexität des Individualisierungsprozesses zu fassen, ohne ihn von vornherein normativ entweder als per se positiv oder negativ zu werten (ebd.). Sie soll hier aufgrund ihrer Ergebnisoffenheit als Startpunkt dienen. Damit ist nicht gesagt, dass die Beiträge bspw. von Ulrich Beck kritiklos in den Individualisierungsdiskurs eingeflossen wären. So ist schon die Grundargumentation seiner frühen Arbeiten – allen voran die Lebensgestaltung des Individuums *Jenseits von Stand und Klasse* – vehement diskutiert worden (vgl. Pöferl 2006: 542).

1983 konstatiert Beck, dass sich „die soziale Bedeutung von Ungleichheit gewandelt hat“ (1994: 44). Dies macht er daran fest, dass ein „gesellschaftlicher Individualisierungsschub“, begründet durch die sichernden Strukturen des Wohlfahrtsstaates, die Menschen „aus traditionellen Klassenbindungen und Versorgungsbezügen der Familie herausgelöst und verstärkt auf sich selbst und ihr individuelles (Arbeitsmarkt-)Schicksal mit allen Risiken, Chancen und Widersprüchen verwiesen“ hat (ebd.). In ‚westlichen‘ Gesellschaften seien also nicht mehr Stand und Klasse für die Lebensführung und -sicherung entscheidend, sondern die individuelle Laufbahn – die Eigenverantwortung des Subjekts wird zu einem zentralen Schlagwort.

An anderer Stelle unterteilt Beck den Individualisierungsprozess genauer in die drei Teilabschnitte der „*Freisetzungsdimension*“, der „*Entzauberungsdimension*“ und der „*Kontroll- bzw. Reintegrationsdimension*“ (Beck 1986: 206; vgl. für eine Zusammenfassung und Kritik Schroer 2000: 396-407). Dabei ist mit der Freisetzung die oben bereits angeklungene „*Herauslösung* aus historisch vorge-

gebenen Sozialformen und -bindungen im Sinne traditionaler Herrschafts- und Versorgungszusammenhänge“ gemeint (Beck 1986: 206; Herv. i. O.). Die Entzauberung bezieht sich auf den „*Verlust von traditionellen Sicherheiten* im Hinblick auf Handlungswissen, Glauben und leitende Normen“, während die Kontroll- bzw. Reintegrationsfunktion „*eine neue Art der sozialen Einbindung*“ meint (ebd.; Herv. i. O.).

Als primäres Spielfeld der Individualisierung identifiziert Beck den Arbeitsmarkt, mit dem Individuen die „Perspektiven einer *persönlich-biografischen Lebensführung*“ (Beck 1994: 46; Herv. i. O.) verbinden. Er spricht für das Nachkriegsdeutschland von einer „*Arbeitsmarkt-Individualisierung* [...], die sich in Ausbildung, Anbieten und Anwendung von Arbeitskompetenzen entfaltet“ (ebd.: 47; Herv. i. O.), was er anhand von „drei arbeitsmarktbezogenen Teilkomponenten“ (ebd.) näher erläutert. Erstens verdränge ein einheitliches aber dennoch selektives Bildungssystem „traditionale Orientierungen, Denkweisen und Lebensstile“ und eröffne bei entsprechenden Leistungen „Zugangsmöglichkeiten zu individualisierten Bildungspatenten und Arbeitsmarktkarrieren“ (ebd.). Zweitens seien mit dem Arbeitsmarkt „Mobilitätsprozesse verbunden“, die dazu führten, dass sich die „Lebenswege der Menschen verselbständigen [...] gegenüber den Bindungen, aus denen sie stammen oder die sie neu eingehen“ (ebd.). Mit diesen „Bindungen“ verweist Beck auf den zentralen Gegenstandsbereich dieser Arbeit – den kommunikativen Erhalt sozialer Beziehungen. Diese scheinen durch mit beruflicher Individualisierung verbundene „Mobilitätsprozesse“ zumindest potenziell destabilisiert zu werden. Drittens schließlich ergebe sich durch wachsende Konkurrenz die Notwendigkeit, „die Besonderheit und Einmaligkeit der eigenen Leistung und Person zu inszenieren“ (ebd.: 48).

Becks Hinweis auf einen die Individualisierung fördernden Konkurrenzdruck zieht Fragen hinsichtlich der genaueren Beschaffenheit des Arbeitsmarktes sowie dessen Bedeutung für die persönliche Lebensführung nach sich, wie sie Richard Sennett in seinen Arbeiten thematisiert (1998, 2005).⁶ Den Bereich der Bildung macht auch er für wesentliche Verbesserungen bei den Möglichkeiten sozialen Aufstiegs seit den Zeiten der Industrialisierung verantwortlich (Sennett 2005: 71). Gleichzeitig Sorge heutzutage aber der rasche technologische Fortschritt dafür, dass Qualifikationen immer schneller veralteten und beispielsweise „Computerfachleute ihr Wissen und ihre Fähigkeiten in ihrem Arbeitsleben drei

6 Sennetts Betrachtungen beziehen sich primär auf die USA und manche seiner Ergebnisse schränkt er bewusst auf ganz bestimmte Unternehmenstypen und Branchen ein (große Aktiengesellschaften in den Bereichen Finanzen, Versicherungen, Beratung, Fertigung, Transport sowie deren Dienstleister aus Design, Werbung oder Medien; Sennett 2005: 39). Hier wird versucht, vor allem die wesentlichen „strukturellen Veränderungen“ zusammenzufassen, die nach Sennett „gewiss keine nationalen Grenzen [kennen]“ (ebd.: 12).

Mal völlig neu erlernen [müssen]“ (ebd.: 78). Negative Konsequenzen entstünden für das Individuum allerdings dann, wenn es für Arbeitgeber „billiger ist, frische Qualifikationen zu kaufen, als für Fortbildungsmaßnahmen zu zahlen“ (ebd.: 80). Trotz guter Qualifikationssysteme bedrohe das „Gespenst der Nutzlosigkeit“ (ebd.: 69-103) nicht nur ältere, sondern auch überqualifizierte Arbeitskräfte und jene, deren Aufgaben in anderen Regionen der Welt günstiger erfüllt werden könnten. An diesem Punkt verweist Sennett, wenn auch nicht auf die Mobilität der Arbeitnehmer, so doch auf die prinzipielle ‚Mobilität der Arbeit‘, auf die ich in Kapitel 3 eingehen werde.

Das, was Beck unter arbeitsmarktbezogenen Mobilitätsprozessen fasst, stellt bei Sennett einen Bestandteil der „Drift“ (Sennett 1998: 15-38) dar. Den Kern dieses Phänomens bildet ein auf Kurzfristigkeit und Unverbindlichkeit angelegter Arbeitsmarkt. Verbunden mit dem Motto „nichts Langfristiges“ (ebd.: 25) ergäben sich häufige Stellenwechsel, zeitlich begrenzte Projektarbeit in wechselnden Teamzusammensetzungen und allgemein eine Flexibilisierung von beruflichen Beziehungen, Hierarchien sowie Arbeitsort- und Zeit. Die positiven Assoziationen aber, die gemeinhin mit dem Begriff der Flexibilität verbunden sind, sucht man bei Sennett vergebens. Flexible Hierarchien und Arbeitszusammenhänge oder auch Heimarbeit bedeuten bei ihm weder Autonomie noch Freiheit. Zwar „beansprucht der flexible Kapitalismus, den Menschen, die kurzfristige Arbeitsverhältnisse eingehen, statt der geraden Linie einer Laufbahn im alten Sinne zu folgen, mehr Freiheit zu geben, ihr Leben zu gestalten.“ (ebd.: 11) Tatsächlich aber „schafft das neue Regime neue Kontrollen, statt die alten Regeln einfach zu beseitigen“ (ebd.). Während diese Kontrollen durch die Arbeitgeberseite verschleiert sind oder gar zunehmen, führe die Unsicherheit aufseiten der Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer zu Gefühlen des Kontrollverlusts, was die eigene Lebensführung angeht (ebd.: 21).

Bei einer solchen Perspektive auf die Individualisierung des Arbeitsmarktes verlieren Begriffe wie Flexibilität und Mobilität schnell die positive Konnotation, die sie im Rahmen der Mobilisierungsdiskussion zumindest partiell innehaben, wie weiter oben gezeigt wurde. An die Stelle von Autonomie und Selbstbestimmung, oder auch von Eigenverantwortung, um einen neutraleren Begriff zu gebrauchen, treten bei Sennett Unsicherheit und Kontrollverlust. Aspekte wie die von Sennett beschriebene Drift mahnen somit eine kritische Betrachtung von berufsbedingter Mobilität auf der Phänomenebene an.

Darüber hinaus erhöht laut Sennett ein zunehmendes Maß auch an internem Wettbewerb die Ängste und den Stress, die die Situation am Arbeitsplatz beherrschen, „da die Grenze zwischen Konkurrenten und Kollegen dort verschwimmt“ (Sennett 2005: 45). Zu ähnlichen Ergebnissen, was Unsicherheit und Konkurrenz angeht, kommt auch Zygmunt Bauman bei seinen Analysen des zunehmend

individualisierten Arbeitsmarktes. Mehr als Sennett betont Bauman in diesem Zusammenhang den veränderten Stellenwert von Gemeinschaft, z. B. wenn er feststellt: „[U]nter diesen Umständen kommt es mehr auf individuellen Wettbewerb an als darauf, sich mit ‚anderen in ähnlicher Interessenlage‘ zusammenzutun.“ (Bauman 2009: 104) Eines seiner zentralen Leitmotive bei der Beschreibung des Prozesses gesellschaftlicher Modernisierung besteht in der Gegenüberstellung von Freiheit und Sicherheit: Das Leben in einer Gemeinschaft erzeuge Sicherheit auf Kosten der persönlichen Freiheit – oder synonym „‚Autonomie‘, ‚Recht auf Selbstbehauptung‘ oder ‚Recht auf Individualität‘“ (ebd.: 11). Verbunden mit dem „Prozeß der Individualisierung“, den Bauman „in der von Trennungsbestrebungen bestimmten ‚liquiden‘ Moderne“ als charakteristisch ausmacht, gehe man „im allgemeinen davon aus, daß Probleme individuell erlitten und bewältigt werden und sich nicht als Grundlage zur Bildung von Interessengemeinschaften eignen, die kollektive Lösungen für individuelle Nöte suchen“ (ebd.: 105).

Zentraler Dreh- und Angelpunkt ihrer auf den Arbeitsmarkt bezogenen Beobachtungen ist bei Sennett wie bei Bauman eine fundamentale Kritik der jüngeren Entwicklungen des kapitalistischen Wirtschaftssystems, in das sie die oben beschriebenen Aspekte der Individualisierung nahtlos einfügen. Sennett zufolge leistet die „Erosion des sozialen Kapitalismus“ (2005: 65) einer neuen Wirtschaftsordnung Vorschub, die mit einer „instabilen Energie völlig aufgeladen zu sein [scheint]“ (ebd.: 19). Das Ausmaß an Instabilität im neuen Kapitalismus sei die Folge „der globalen Ausbreitung der Produktion, der Märkte und der Finanzdienste sowie des Aufstiegs neuer Technologien“ (ebd.). Neben Globalisierung und technologiegestützter Automatisierung seien mit der Entwicklung dieses Kapitalismus Aspekte der Deregulierung verbunden, die eng mit vielfältigen Veränderungen auf institutioneller Ebene einhergingen. Unter Deregulierung versteht Bauman

das strategische Prinzip, das die Mächtigen preisen und dessen sie sich bedienen. Es ist so beliebt, weil sie sich nicht ‚regulieren‘ lassen möchten [...] aber auch (und vielleicht in erster Linie), weil sie *nicht mehr daran interessiert sind, andere zu ‚regulieren‘*. (Bauman 2009: 53; Herv. i. O.)

Was Bauman mit dem Desinteresse an der Regulierung anderer meint, ist oben bereits mit den veränderten Formen der Kontrolle von Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern bei Sennett angesprochen worden.

Neben der fortschreitenden Deregulierung und Flexibilisierung ökonomischer Organisationen geht die Entwicklung des neuen Kapitalismus mit dem zunehmenden Abrücken vom Prinzip des Wohlfahrtsstaats einher. Während sich die Gesellschaft noch bis vor kurzem „um eine gerechte Verteilung des Wohl-

standes unter ihren Mitgliedern bemühte“ (ebd.: 136), sind wir zunehmend konfrontiert mit „der zwar langsamen, aber gründlichen Demontage des institutionellen Sicherheitsnetzes, das uns vor den Launen des Marktes und den Kapricen eines marktabhängigen Schicksals schützte“ (ebd.: 135f.). Ist bei Beck die „wohlfahrtsstaatliche[n] Nachkriegsentwicklung“ (1994: 44) noch eine Voraussetzung des nach dem Zweiten Weltkrieg einsetzenden Individualisierungsschubes, so sieht Sennett mittlerweile auch „mehr ‚rheinisch‘ ausgerichtete Ökonomien“ einem „Angriff auf den ‚Wohlfahrtsstaat‘“ (1998: 192) ausgesetzt. In einer solchen Perspektive entfaltet die Individualisierung der Arbeitswelt erst mit dem Rückgang sichernder Strukturen ihre volle Durchschlagskraft:

Reformer des Sozialstaats befürchten, er fördere die Abhängigkeit von Institutionen [...]. Statt eines Lebens innerhalb der Institutionen wünschen Reformer mehr persönliche Initiative und Unternehmergeist: Ausbildungsgutscheine, private Vorsorge für Krankheit und Alter, Gestaltung der eigenen Zukunftssicherung im Stil einer Unternehmensberatung. (Sennett 2005: 40)

Erkenntnisse wie diese lassen die Darstellungen von Bauman und Sennett verglichen mit Beck eher pessimistisch erscheinen. Berufliche Individualisierung trägt nicht mehr das Versprechen auf die Chance einer selbst verantworteten Lebensführung in sich. In einer solchen Perspektive kann auch berufsbedingte Mobilität nur eine Reaktion auf die strukturellen Zwänge des Arbeitsmarktes unter den Bedingungen eines neuen Kapitalismus sein.

Bei Beck ist das ‚Resultat‘ des Individualisierungsprozesses hingegen ein offenes: Gemäß Schroers „*ambivalente[r] Individualisierung*“ (2000: 13; Herv. i. O.) schließt er 1983 mit der Frage, ob sich letztendlich die „Verheißungen des in Gang gekommenen Individualisierungsprozesses“ verwirklichen, oder die „letzten Bastionen sozialen und politischen Handelns“ (1994: 59) wegschmelzen werden. Bei Beck und Beck-Gernsheim führt Individualisierung weder zwangsweise zu Isolation oder gar Anomie, noch beinhaltet sie alleine die Autonomie des Individuums (Beck & Beck-Gernsheim 2003: 7). Vielmehr sei die moderne Gesellschaft von „hybriden Formen, Widersprüchen, Ambivalenzen“ (ebd.) charakterisiert.

Dies verweist nochmals darauf, dass es sich bei Individualisierung um einen „Mehrebenenprozeß“ (Jagodzinski & Klein 1998: 13) handelt, der mit gesamtgesellschaftlichen, institutionellen sowie individumsbezogenen Aspekten verbunden ist. In dieser Arbeit liegt der Schwerpunkt auf der individuellen Handlungsperspektive, der sich ein Rückgang an traditionellen Verbindlichkeiten und ein Zuwachs an Optionen eröffnet. Dabei ist Individualisierung allerdings charakterisiert als „gesellschaftlicher Zustand, der nicht durch die freie Entscheidung des Individuums erreicht wird“ (Beck & Beck-Gernsheim 2003: 4). Trotz aller Ent-

scheidungsoptionen steht nicht zur Wahl, ob man an dem Prozess teilnimmt oder nicht. Individualisierung ist verbunden mit Entscheidungs- und Aktivitätszwängen bezogen auf die unterschiedlichsten Lebensbereiche wie Familie, Partnerschaft, Lebensstil oder den oben eingehender beschriebenen Arbeitsmarkt:

One of the decisive features of individualization processes, then, is that they not only permit but they also demand an active contribution by individuals. As the range of options widens and the necessity of deciding between them grows, so too does the need for individually performed actions, for adjustment, coordination, integration. (Beck & Beck-Gernsheim 2003: 4)

Dabei bestehen in der Individualisierung enge Bezüglichkeiten zwischen der persönlichen Handlungsebene und den gesellschaftlichen Institutionen, weshalb Beck und Beck-Gernsheim Parsons Konzept vom „institutionalisierten Individualismus“ (ebd.: 11) aufgreifen und auf die Form herunterbrechen: „Man kann und muss sein eigenes unabhängiges Leben führen, außerhalb alter Bindungen wie Familie, Sippe, Religion, Abstammung, Klasse; und man muss dies innerhalb der neuen Richtlinien und Regeln tun, die der Staat, der Arbeitsmarkt, die Bürokratie etc. aufstellen“ (ebd.).

Dass traditionale Institutionen wie die Familie mit fortschreitender Individualisierung an Bindungskraft verlieren, bedeutet dabei nicht, dass soziale Gruppen oder Beziehungen insgesamt bedeutungslos würden. Eher treten neue soziale Formen neben die „herkömmlichen Gesellungsformen“ (Hitzler 2008: 55). So z. B. die „posttraditionale Vergemeinschaftung“ (Hitzler 1999, 2008), die „sowohl ein Höchstmaß an individueller Freiheit als auch ein attraktives Zusammensein mit gleichgesinnten anderen“ verspricht (Hitzler 2008: 55). Eine zentrale Herausforderung für das Individuum besteht nun darin, im Rahmen seiner Lebensführung die Ansprüche eines individualisierten Arbeitsmarktes mit seinen Sozialbeziehungen – egal ob diese nun traditionellen oder neuen Gesellungsformen entspringen – zu vereinbaren.

2.4 Das Wechselverhältnis von Mediatisierung, Mobilisierung und Individualisierung

Nach der Einzelbetrachtung der drei Theoriekonzepte sollen diese nun zu einem Theorierahmen für die Betrachtung von Kommunikation und Mobilität zusammengefügt werden. Dabei muss zunächst festgehalten werden, dass Mediatisierung, Mobilisierung und Individualisierung eine Dreiecksbeziehung (siehe Abbildung 1 auf Seite 48) eingehen, die nicht von einseitigen Abhängigkeiten oder Kausalzusammenhängen geprägt ist. So wäre es zu unterkomplex zu sagen, dass

Individualisierung Mobilisierung auslöst oder Mediatisierung Individualisierung verstärkt. Vielmehr muss das Zusammenspiel dieser gesellschaftlichen Wandlungsprozesse als Beziehungsgefüge von Ko-Artikulationen betrachtet werden. Das bedeutet, dass sich weder Medienkommunikation noch Mobilität oder eine individuelle Lebensführung auf eine bloße Rahmenbedingung des jeweils anderen Punktes reduzieren lässt. Des Weiteren ist für die drei besprochenen Theorien charakteristisch, dass sie sich mit Prozessen sozialen Wandels auseinandersetzen: Wie deutlich geworden ist, ist die Veränderung von Gesellschaften, in denen Medien, Mobilität und persönliche Lebensverantwortung einen gewissen Stellenwert innehaben, in jedes der einzelnen Konzepte eingeschrieben, die diesbezüglich je um Erklärungen bemüht sind. Nichtsdestotrotz steht aufgrund des Phänomenbereichs dieser Arbeit – der Aneignung (digitaler) Medien in egozentrierten Beziehungsnetzen bei berufsbedingter Mobilität – eine kommunikations- und medienwissenschaftliche Perspektive im Mittelpunkt. Deshalb erfolgt sowohl die Darstellung des Theorierahmens als auch dessen anschließende Erweiterung um das Konzept der kommunikativen Mobilität maßgeblich ausgehend vom Mediatisierungsansatz.

Mediatisierung und Mobilisierung

Bei einer Betrachtung von Mediatisierung und Mobilisierung gilt es, zunächst einmal jene Entwicklungen in den Blick zu nehmen, denen zufolge Medientechnologien in immer umfassenderem Maße auch in Bewegung nutzbar sind. Solche Entwicklungen beschreiben, so Paul Adams und André Jansson, „gleichzeitig die Mediatisierung der Mobilität und die Mobilisierung von Medienpraktiken“ (Adams & Jansson 2012: 302). Sie seien also nicht nur für die Kommunikations- und Medienwissenschaft, sondern ebenso für eine Soziologie relevant, in der die Mobilitätsthematik zunehmend an Bedeutung gewinne.

Und in der Tat sticht der bisweilen hohe Stellenwert der „informationstechnischen Revolution“ (Tully & Baier 2006: 15) für die soziologische Mobilitäts- und Verkehrsforschung hervor. Ein zentraler Aspekt bezüglich der Zusammenhänge von interpersonaler Kommunikation und räumlicher Mobilität besteht dabei im Verhältnis von Kommunikations- und Verkehrstechnologien zueinander. „Sind diese Technologien“, fragt bspw. Aharon Kellerman, „substitutiv, komplementär oder additiv?“ (Kellerman 2006: 5) Einen besonderen Reiz scheint vor allem die Vorstellung von einem Substitutionsverhältnis auszuüben. Schließlich ist damit die Frage verbunden, inwiefern Medienkommunikation in der Lage ist, Ko-Präsenz und damit auch räumliche Mobilität von Menschen zu ersetzen. Im Sinne einer „Akzelerationsthese“ (Tully & Baier 2006: 34), um eine

Begrifflichkeit von Tully und Baier zu übernehmen, sei es aber wahrscheinlicher, dass Mediatisierung und Mobilisierung sich gegenseitig verstärkende Prozesse darstellen. Dafür spricht, dass zumindest auf gesamtgesellschaftlicher Ebene sowohl Mobilitäts- als auch Kommunikationsprozesse insgesamt zunehmen (vgl. Urry 2007: 3f.; Maurer 2000: 123).

Mit der Akzeleration ist ein Effekt verbunden, auf den sowohl in der Kommunikations- und Medienwissenschaft als auch in der Verkehrsforschung verwiesen wird, und den ich unter Bezugnahme auf das „Rieplsche Gesetz“ (Peiser 2008) hier als *Riepl-Prinzip* bezeichne: Dahinter verbirgt sich die Beobachtung, dass medien- wie verkehrstechnische Innovationen nicht zur Folge haben, dass alte Technologien verdrängt würden.⁷ Vielmehr müsse Medienwandel laut Krotz

als Prozess einer Ausdifferenzierung von Funktionen, die Medien für die Menschen haben (können), theoretisiert werden. Beispielsweise gibt es im Zeitalter des Internets noch Telegramme als Schmucktelegramme oder beschriebene Steintafeln auf Friedhöfen – eben dann, wenn spezifische, ausdifferenzierte Medien spezifische Funktionen übernehmen, die gesellschaftlich sinnvoll und kulturell notwendig sind. (Krotz 2007: 43)

Bezogen auf Mobilisierung lässt sich dieses Prinzip in ähnlicher Form erkennen, wo Urry die zunehmende Bedeutung des Autos thematisiert. Auf Basis verkehrswissenschaftlicher Untersuchungen in Großbritannien stelle sich heraus: „[D]as Autofahren [...] hat neue Formen des Familienlebens, der Gemeinde, der Freizeit, des Vergnügens an Bewegung etc. in Gang gesetzt, die vornehmlich neue Arten der Bewegung darstellen und nicht das Ersetzen anderer Formen des Verkehrs durch das Auto“ (Urry 2003: 157). Gerade für Mobilitätssituationen und damit verbundene kommunikative Prozesse muss also festgehalten werden, dass sich hier verschiedenartige Formen kommunikativer und physischer Mobilität, sowohl jeweils für sich betrachtet als auch in Kombination, zunehmend ausdifferenzieren und überlagern.

Dabei verweist dieser Punkt einmal mehr auf die bereits angesprochene Rolle von Technologien und Infrastrukturen. In einem Technologie-Gesellschaft-

7 Das „Rieplsche Gesetz“ besagt genauer, dass das Wechselverhältnis von alten und neuen Medien durch Komplementarität und nicht Verdrängung charakterisiert ist (Peiser 2008). Wolfram Peiser kritisiert vor dem Hintergrund mehrerer Aspekte – unter anderem Riepls vor allem technischem Medienbegriff oder auch dem historischen Kontext der Entstehung des Gesetzes und daraus resultierenden Einschränkungen seiner Übertragbarkeit auf aktuelle Phänomene – die bisweilen „unbesehene Anwendung“ und „zu undifferenzierte Betrachtung der Zusammenhänge“ (ebd.: 179). Wenn ich hier vom „Riepl-Prinzip“ spreche, geht es mir um einen Analogieverweis technologische Aspekte von Mediatisierung und Mobilisierung betreffend. Eine differenzierte Analyse der Wechselbeziehungen zwischen alten und neuen Technologien im medialen und verkehrstechnischen Bereich macht dies keinesfalls überflüssig.

Spannungsfeld befindlich, verweisen Mediatisierung wie Mobilisierung explizit auch auf die materialen Aspekte von medienvermittelter (interpersonaler) Kommunikation bzw. räumlicher Mobilität. Dennoch bemühen sich beide Ansätze um die Vermeidung eines Technologiedeterminismus, der soziokulturellen Wandel als von Technologiewandel bestimmt konzeptionalisieren würde. Dieses Bewusstsein für Technologie bei einer gleichzeitig kritischen Haltung gegenüber deren Erklärungsmacht drückt sich im Falle der Mediatisierung im Verweis auf Raymond Williams' Verständnis von Medien als „Technologie und kulturelle Form“ (Williams 1975; siehe auch Hepp 2013: 50) aus. Für die Mobilisierung lässt sich eine ähnliche Denkweise bei Urry erkennen, wenn er Mobilitäten als „Metaphern und Prozess“ bezeichnet (Urry 2000: 49 zit. nach Tully & Baier 2006: 20).

Eine weitere zentrale Parallele der beiden Theorien besteht darin, dass Mediatisierung wie Mobilisierung auf die *Zentralität von Kommunikation* bzw. Interaktion für soziale Beziehungen verweisen. So bildet im ersten Fall das Face-to-Face-Gespräch die Basis für die Betrachtung medial transformierter Medienkommunikation. Im zweiten Fall betont Urry die Notwendigkeit der Anwesenheit zur Herstellung einer unvermittelten Kommunikationssituation, was wiederum Mobilität notwendig macht.

In der Folge bedingen die Zunahme an (mobilen) kommunikativen Möglichkeiten und auch an physischer Bewegung einerseits eine *Erweiterung von medialen wie lokalen Erfahrungsräumen* und andererseits eine potenzielle *Pluralisierung sowohl von sozialen Beziehungen als auch von Kommunikationssituationen* per se. Insbesondere am Beispiel von Menschen in Lebenssituationen berufsbedingter Mobilität wird deutlich, dass sie durch ihre physische Bewegung neue Orte kennenlernen und Zugang zu neuen Netzwerken erhalten, innerhalb derer sie dann kommunikativ agieren müssen. Gleichzeitig stellen sich wandelnde Formen medialer Kommunikation Ressourcen dar, die potenziell neue kommunikative Erfahrungsräume eröffnen und gleichzeitig eine gewisse Rückbindung an das schon vorhandene Beziehungsnetzwerk in Aussicht stellen.

Mobilisierung und Individualisierung

Ebenfalls starke Bezüglichkeiten herrschen zwischen lokaler *Mobilisierung und Individualisierung*, die bspw. Kesselring beide als „Leitbilder der Moderne“ (2008: 81ff.) einordnet:

Mobility is a general *principle* of modernity, comparable to individuality, rationality, equality, and globality [...]. Mobility relates to the process of mobilization as the other principles do to individualization, rationalization, the equalization of gender,

race, and class and the globalization of economies and societies. (Kesselring 2008: 81; Herv. i. O.)

Über die Feststellung hinaus, dass sich Mobilisierung und Individualisierung als Prozesse gesellschaftlichen Wandels (zusammen mit anderen Prozessen) auf einer vergleichbaren Ebene befinden, lässt sich aber auch auf explizite Zusammenhänge verweisen. So heißt es bspw. bei Beck bezüglich der Individualisierung von Beschäftigungsverhältnissen:

Mit dem Entrinnen in den Arbeitsmarkt sind Mobilitätsprozesse verbunden, die die Lebensläufe der Menschen aus traditionellen Bahnen herauslösen [...] und den einzelnen – bei Strafe seines ökonomischen Ruins – dazu zwingen, sich als Organisator eines eigenen Lebenswegs zu sehen. Der Arbeitsmarkt erweist sich durch die von ihm in Gang gesetzte Mobilität (Berufs-, Orts-, Betriebs- und Arbeitsplatzmobilität, Auf- und Abstiege) als ein Motor der Individualisierung von Lebensläufen. (Beck 1994: 47)

Auch wenn die in diesem Auszug angedeutete einseitige Darstellung von Mobilität als kausal bedingte Konsequenz der Arbeitsmarktindividualisierung als verkürzt bezeichnet werden muss, so wird doch deutlich, wie eng Mobilisierung und Individualisierung auf unterschiedlichen Ebenen miteinander verstrickt sind. Standen bisher bei dem Konzept der Mobilisierung vor allem deren physische und kommunikative Aspekte im Mittelpunkt, bezieht Beck mit dem Verweis auf Auf- oder Abstiege ausdrücklich – wenn nicht gar vorrangig – die Dimension der sozialen Mobilität mit ein. Wiederum geht es nicht um die Frage, ob Individualisierung hierbei eher positive oder negative Auswirkungen hat. Was Beck aber betont, ist der Handlungsdruck, der auf dem Individuum lastet. Etwas direkter formuliert Sennett diesen Umstand (wenn auch nicht in unmittelbarem Zusammenhang mit lokaler Mobilität): „Wer sich nicht bewegt, ist draußen“ (1998: 115). Dieses Credo steht sinnbildlich für Sennetts zentrales Konzept der „Flexibilität“, das ihm gleichzeitig zur Beschreibung der aktuellen Wirtschaftsordnung samt der zugehörigen Institutionen, des Arbeitsmarktes und der Anforderungen an Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer dient. Die Ausprägungen dieser Flexibilität sind vielfältig, beinhalten aber u. a. auch die räumliche Dimension (ebd.: 20; 22f.), deren Folgen für das Individuum in der bereits erwähnten „Drift“ (ebd.: 15-38) bestehen können – einem Gefühl von Kontrollverlust, widersprüchlichen Anforderungen und mangelnder (auch lokaler) Zugehörigkeit.

Damit steht Sennetts Flexibilität im direkten Gegensatz zu einem positiv besetzten Mobilitätsverständnis, das sich eng an der optimistischen Lesart von Individualisierung als Autonomie- und Optionszuwachs orientiert und das Tully folgendermaßen formuliert: „Seit Durchsetzung der Industriegesellschaft wird

die Mobilität zur Bedingung und zum Inbegriff von Freiheit und Selbstbestimmung“ (2007: 35). Kesselring bringt diesen Sachverhalt folgendermaßen auf den Punkt: „Diese Nähe zum Autonomiethema macht den Appeal des Mobilitätsthemas aus“ (2006: 337). Zuvor definiert er dazu passend: „Mobil ist man, wenn man beweglich ist, wenn man autonom handeln, auf Veränderungen aktiv reagieren und die Richtung der eigenen Bewegungen und Entwicklungen entscheiden, mit bestimmen, zumindest aber mit gestalten kann“ (ebd.: 336).

Doch genauso wenig wie Individualisierung nur Autonomie oder Anomie beinhaltet, bedeutet Mobilität nur Freiheit und Selbstverwirklichung oder nur Zwang und Anpassung (zum Beispiel an die Gegebenheiten des Arbeitsmarktes oder den drohenden sozialen Abstieg). Kesselrings Hinweis auf die „Dialektik der Thematik [...] mobil versus flexibel, autonom versus heteronom, innen- versus außengelinkt“ (ebd.: 337) lässt sich sowohl auf die Mobilisierung als auch auf die Individualisierung beziehen und gewinnt darüber hinaus bei einer Betrachtung der Zusammenhänge beider Prozesse an Komplexität. Individualisierung und Mobilisierung beinhalten *Optionen und sogleich auch Erforderlichkeiten*. Sie eröffnen Chancen einer aktiven Lebensgestaltung – mit der natürlich auch Risiken verbunden sind –, strafen gleichsam aber auch Inaktivität ab. Mobilität ist somit zugleich ein Instrument, um sich beruflich zu individualisieren, seine Karrierechancen zu erhöhen und sich selbst zu verwirklichen. Dabei kann Mobilität sich sogar zu einem Gut an sich, zum Inbegriff eines *individuellen Lebensstils* (Tomlinson 2006: 69ff.) entwickeln. Aus einer anderen Warte aber kann Mobilität auch erzwungen sein, um zum Beispiel sozialen Abstieg durch drohende Arbeitslosigkeit zu verhindern. Dieses Spannungsverhältnis stellt einen zentralen Aspekt dar, den es in der empirischen Analyse der kommunikativen Gestaltung sozialer Beziehungen in Situationen berufsbedingter Mobilität zu beachten gilt.

Mediatisierung und Individualisierung

Was die Zusammenhänge von *Mediatisierung und Individualisierung* angeht, gilt es zunächst herauszustellen, wie sich die Kommunikations- und Medienwissenschaft zur Individualisierungsthese verhält. Wie weiter oben bereits kurz angemerkt, fallen hier indirekte Bezüge ins Gewicht, die zwischen der Massenkommunikationsforschung und dem mit der Individualisierung verbundenen Konzept der Integration bestehen. So hat sich das Fach lange Zeit mit der Integrationsfunktion der Massenmedien auseinandergesetzt, ist dann aber vom Aufkommen der Individualisierungsdebatte nicht unberührt geblieben. Beispielhaft hierfür sei auf den Sammelband *Publikumsbindungen: Medienrezeption zwi-*

schen Individualisierung und Integration von Uwe Hasebrink und Patrick Rössler verwiesen. Im Vorwort schildern die Herausgeber „zwei wesentliche Trends der Angebotsentwicklung“ (Hasebrink & Rössler 1999: 7):

Zum einen differenzieren sich die Angebote der bisherigen Medien aus; Beispiele sind neue Fernsehprogramme, der Markt der Fachzeitschriften, die zunehmende Zahl lokaler Rundfunk- und Printangebote sowie die generell zunehmende Zielgruppenorientierung in allen Medienbereichen. Zum anderen ist zumindest auf der technischen Ebene eine Konvergenz von Medien der Individual- und der Massenkommunikation zu beobachten. (ebd.)

Die Autoren betonen damit erstens eine *Zunahme an kommunikativen Optionen*, die ein *Individualisierungspotenzial auf der Ebene der Mediennutzung bzw. -aneignung* beinhalten. Die zentrale, damit verbundene Frage lautet: Gelingt es den Massenmedien angesichts zunehmender Ausdifferenzierung und Partikularisierung weiterhin, ihre integrative Funktion zu erfüllen? Im zweiten Schritt verweisen sie auf technologische Aspekte und stellen somit die Sinnhaftigkeit einer alleinigen Konzentration auf Massenmedien infrage. Die Konstellation von Medien, Integration und Individualisierung wird somit um den Aspekt der Transmedialität erweitert.

Bezogen auf die erste Frage warnt Jäckel (1996) vor einer Überbetonung des Einflusses der Individualisierung auf den massenmedialen Bereich. Am Beispiel des Fernsehens untersucht er die oben dargelegte Zunahme an Optionen auf technischer („Entstandardisierung von Empfangssituationen“) und inhaltlicher bzw. programmbezogener Ebene („Spezialisierung und Fragmentierung [...] von Angebotsstrukturen“; Jäckel 1996: 104). Dabei kommt er zu dem Ergebnis, dass eine tatsächliche Individualisierung des Fernsehens, die auf einer tatsächlichen Veränderung der Sehgewohnheiten basieren müsse, empirisch nicht nachzuweisen sei: „An die Stelle individueller Dauerselektion tritt mehrheitlich nach wie vor eine Orientierung an und Nutzung von vorstrukturierten Angeboten“ (ebd.: 279). Somit sieht der Autor auch die Integrationsfunktion der Massenmedien trotz des nachweisbaren Strukturwandels gewahrt.

Hasebrink (1999) nimmt ebenfalls das Fernsehen in den Blick und auch er kommt zu dem Ergebnis, dass an seiner Integrationsfunktion festgehalten werden kann. Gleichzeitig ist er, was Momente der Individualisierung angeht, offener als Jäckel. Sich auf die Teilprozesse der Individualisierungsthese nach Beck beziehend, plädiert Hasebrink dafür, Integration und Individualisierung

als eng miteinander verwobene Aspekte menschlicher Kommunikation zu verstehen, die stets und immer wieder von neuem Elemente der Abgrenzung und der Bindung

zugleich umfaßt. Daher ist nicht davon auszugehen, empirische Belege generell für die eine und gegen die andere These zu finden. (Hasebrink 1999: 59)

Was er damit meint, lässt sich an dem Beispiel konkretisieren, dass Fernsehen zunehmend allein geschaut werde. Dies liege sowohl an der Zunahme von Ein-Personen-Haushalten als auch daran, dass größere Haushalte heutzutage oft über mehrere Geräte verfügten. Sähen Kinder und Jugendliche zunehmend allein fern, so könne dies laut Hasebrink einerseits als „zunehmende Individualisierung im Sinne einer Befreiung von normativen Erwartungen gemeinsamer Familienaktivitäten“ (ebd.: 70) interpretiert werden. Gleichzeitig äußere sich Becks Re-Integrationsdimension „in der engen Bindung an kinder- und jugendspezifische Zielgruppenangebote, die auch mit stärkerer Integration in die um diese Angebote gruppierten Peer-groups einhergehen“ (ebd.).

Darüber hinaus liefert das Fernsehen, wie auch andere Massenmedien, einen Ersatz für im Teilprozess der Entzauberung weggefallenes traditionales Orientierungswissen. Demgemäß bezeichnet Hepp Medien als „Instanz der Orientierung“ (Hepp 2009: 147) bzw. als einen „umkämpften Markt“ (ebd.), auf dem unterschiedlichste Entwürfe individualisierter Lebensführung feilgeboten werden. Demzufolge lässt sich schließen, dass Medieninhalte bezogen auf Individualisierung eine Doppelrolle erfüllen: Zum einen liegt die Vermutung nahe, dass sie im Sinne einer „Individualisierung als Zurechnungsmodus“ (Wohlrab-Sahr & Krüggeler 2000: 242) zum gesellschaftlichen Diskurs um Individualisierung und der „*Akzeptanz eines individualisierten Deutungsmusters*“ (ebd.; Herv. i. O.) beitragen. Zum anderen fungieren Medien als *Ressourcen alternativer Orientierungen und Lebensstile*.

Wenn es um die Zusammenhänge von Individualisierung und Mediatisierung geht, lautet die zentrale Frage also nicht, ob einzelne Medien eher individualisierende oder eher integrative Tendenzen aufweisen. Vielmehr gilt es, Aspekten wie der „zunehmenden Konvergenz und Crossmedialität heutiger Medienumgebungen gerecht [zu] werden“ (Hasebrink & Domeyer 2010: 50). Vor diesem Hintergrund plädieren Uwe Hasebrink und Hanna Domeyer für einen „nutzerorientierten Repertoire-Ansatz“ (ebd.), der es erlaubt, „die Gesamtheit der genutzten Medienangebote (Prinzip der Ganzheitlichkeit) und die wechselseitigen Beziehungen zwischen ihnen innerhalb des Medienrepertoires (Prinzip der Relationalität) in den Blick zu nehmen“ (ebd.: 51). Damit verleihen sie der bereits Anfang der 1980er Jahre von Hermann Bausinger formulierten Notwendigkeit Nachdruck, sich in der Medienforschung „mit dem Medienensemble, mit dem heute jedermann umgeht“ auseinanderzusetzen (1983: 33), was insbesondere vom Domestizierungsansatz aufgegriffen worden ist (vgl. Hartmann 2013: 147). Hasebrink und Domeyer zeigen am Beispiel von Informationsreper-

toires unter anderem die Zusammenhänge von gesellschaftlichem Wandel und verändertem Informationsverhalten auf (2010: 58ff.). Den Ausgangspunkt bildet dabei die Annahme, „dass Veränderungen der Umweltbedingungen zu Veränderungen im Informationsverhalten führen“ (ebd.: 58). Unter veränderten Umweltbedingungen verstehen sie beispielsweise die „Umstrukturierung der sozialen Sicherungssysteme“, die „rasante technologische Entwicklung“, die Globalisierung und schließlich auch „die generelle gesellschaftliche Differenzierung und Individualisierung“ (ebd.). Für die letzten 40 Jahre konstatieren Hasebrink und Domeyer einerseits veränderte Formen von Informationskommunikation (Erreichbarkeit, Verfügbarkeit, Geschwindigkeit) (ebd.: 58f.), andererseits weisen sie auf eine generelle „Verschiebung von Informationsbedürfnissen“ (ebd.: 59) hin. Diese lässt sich grob mit der Abnahme „ungerichteter“ Informationsbedürfnisse zugunsten von themenspezifischen, gruppenbezogenen und problemorientierten Informationsbedürfnissen zusammenfassen (ebd.: 59f.). Besonders in den letzten 20 Jahren habe die „Digitalisierung zunehmend Informationsangebote, die spezifisch auf die Anforderungen gruppenbezogener Informationen (Social Software) und individueller Problemlösung (individualisierbare Informationsdienste) abgestimmt sind [, ermöglicht]“ (ebd.: 60). Insgesamt habe „eine Ausdifferenzierung und Individualisierung des Informationssektors stattgefunden, die vor allem mit einem relativen Bedeutungsverlust desjenigen Informationsbereichs einherging, der als Massenkommunikation bezeichnet werden kann“ (ebd.). Beispielhaft lassen sich am Feld der Informationskommunikation also Tendenzen zunehmend individueller Informationsbedarfe diagnostizieren, die mittels – sowohl in der Zusammenstellung wie auch Aneignung – *individualisierter Medienrepertoires* befriedigt werden.

Was das Wechselverhältnis von Individualisierung und Mediatisierung bezüglich der Ebene sozialer Beziehungen angeht, sei nochmals auf die in Kapitel 2.3 bereits erwähnten (interessenspezifischen) „posttraditionalen Vergemeinschaftungen“ (Hitzler 1999: 226 ff.) verwiesen. Diese alternativen Gesellungsformen offerieren Reintegration in Form neuer – wenn auch lockererer – Bindungen. Als solche sind es vor allem (Jugend-)Szenen, bei denen Medien in zweifacher Hinsicht zum Tragen kommen: Im Kern steht ein „zentrales Thema“, das „zumeist mit Musik, mit Sport, mit Mode oder mit Spiel- und Tüftel-Spaß an neuen Medien zu tun“ (Hitzler 2008: 59) hat. Darüber hinaus bilden Szenen, neben ihrer in der Regel auch lokalen Verortung, „dank verschiedener Kommunikationsmedien (wie Fanzines, TV, Radio und vor allem Mobilfunk und Internet) überregionale Netzwerke.“ (ebd.) Medien stellen für Szenen also einerseits einen möglichen thematischen Bezugspunkt dar, den ihre Mitglieder als Gemeinsamkeit „kommunikativ stabilisieren bzw. modifizieren“ (Hitzler 1999: 227).

Andererseits sind sie Ressourcen der „kollektiven Selbststilisierung“ (ebd.) und kommunikativen Vernetzung.

Einmal mehr wird damit deutlich, dass Individualisierung und Mediatisierung nicht nur bezüglich des massenmedialen Bereichs aufeinander verweisen. So unterstreicht Hepp beispielsweise die Bedeutung digitaler Medien der inter-personalen Kommunikation als „Ressourcen für die Identitätsbastellei“ (2009: 147), womit die Zentralität von Identität wie auch sozialen Beziehungen zum Thema wird, auf die im Zusammenhang von Mediatisierung und Mobilisierung bereits hingewiesen worden ist. Auch Beck verweist auf diese Bezüglichkeit: Im Rahmen der Industrialisierung führten neue Formen des räumlichen Zusammenlebens (Groß- und Kleinstadsiedlungen mit gemischter sozialer Zusammensetzung) zu lockereren Nachbarschafts- und Bekanntschaftsverhältnissen (vgl. Beck 1994: 50). Damit gehe einher, dass „die jetzt entstehenden Kontaktnetze individuell hergestellt, erhalten und immer wieder erneuert werden müssen“ (ebd.: 50). Es bestehe die Möglichkeit selbst gewählter

Bekanntschafts-, Nachbarschafts-, und Freundschaftsbeziehungen [...], die nicht mehr an ‚physische‘ Nachbarschaft gebunden sind, sondern lokal oder überlokal nach eigenen Interessen geknüpft werden, so daß der einzelne sich als Organisator seiner eigenen sozialen Kontaktkreise erlebt [...]. (Beck 1994: 51)

Einerseits kann man also von einer sympathie- bzw. interessengeleiteten *Individualisierung sozialer bzw. kommunikativer Netzwerke* sprechen. Andererseits lässt sich Becks Hinweis auf die Notwendigkeit des Erhalts und der Erneuerung von „Kontaktnetzen“ hinsichtlich einer Individualisierung der Kommunikation innerhalb dieser Beziehungsnetze interpretieren. Mögliche Optionen sind hier unter anderem das Mobiltelefon als „persönliches Medium“ (Höflich 2001), das kommunikative „Beziehungsmanagement“ (Schmidt 2009: 84ff.) bspw. im Rahmen von „persönlichen Öffentlichkeiten“ (ebd.: 105ff.) im Social Web, oder allgemein das „Internet als materielle Stütze des vernetzten Individualismus“ (Castells 2005: 142). In jedem Fall ergeben sich durch die kommunikative Multioptionalität individuelle „Medienrepertoires“ (Hasebrink & Domeyer 2010) zur Aufrechterhaltung individualisierter Beziehungsnetzwerke.

2.5 Kommunikative Mobilität als Forschungsperspektive auf Medien und Mobilität

Den Ausgangspunkt dieses Kapitels bildete das Ziel, Medien, Kommunikation und lokale Mobilität auf theoretischer Ebene zumindest ansatzweise in ihren Interrelationen zu fassen. Dazu wurde ein disziplinenübergreifender Theorie-

rahmen von Prozessen gesellschaftlichen Wandels zusammengestellt. Während die Mediatisierung originär bei Prozessen des medialen und kommunikativen Wandels ansetzt, liegt der Fokus der Mobilisierung bei der Analyse von Bewegungswandel. Individualisierung wiederum beschäftigt sich mit Veränderungen, die Gestaltungsoptionen und -zwänge von Persönlichkeit und Lebensführung angehen und somit die Beziehung zwischen dem Individuum und seiner sozialen Umwelt betreffen.

Im Mittelpunkt der letzten Teilkapitel stand dann das In-Beziehung-Setzen von Mediatisierung, Mobilisierung und Individualisierung. Wie deutlich geworden ist, ist der Wandel von Gesellschaften, in denen Medien, Mobilität und persönliche Lebensverantwortung einen gewissen Stellenwert innehaben, in jeden der einzelnen Theorieansätze eingeschrieben. Darüber hinaus bieten sie eine Vielzahl von Überschneidungen und zusammengekommen ein gewisses Erklärungspotenzial bezogen auf Zusammenhänge von Medien, Kommunikation und Mobilität.

Vor allem bei der Schilderung des Individualisierungsdiskurses ist deutlich geworden, dass alle drei Theorien über eine gewisse normative Dialektik verfügen: So kann Individualisierung gleichzeitig emanzipatorische Auswirkungen haben, aber auch konformistische. Für das einzelne Individuum beinhaltet sie Chancen ebenso wie Risiken (die gesamtgesellschaftlich keineswegs gleich verteilt sein müssen). Ähnlich beinhaltet der aktuelle Mediatisierungsschub, dass mediale Neuerungen eine Vielzahl von Möglichkeiten schaffen, gleichzeitig aber auch mit gewissen Kommunikationszwängen verbunden sein können. Und wenn man Mobilisierung betrachtet, wird klar, dass lokale Mobilität ebenso selbstbestimmt wie fremdbestimmt sein kann – Menschen also ihre Mobilitäten aktiv gestalten oder aber reaktiv Anforderungen z. B. des Arbeitsmarktes gerecht werden müssen.

Ferner resultieren aus den dargestellten Prozessen und ihren Schnittmengen gewisse Herausforderungen für die empirische kommunikations- und medienwissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Phänomenbereich des kommunikativen Erhalts sozialer Beziehungen bei berufsbedingter Mobilität. So ist zum einen zur Erschließung des Erklärungspotenzials des entwickelten Theorierahmens ein Strukturierungsansatz für die in mobilisierten Mediengesellschaften auf komplexe Art und Weise ineinander verschränkten Mobilitäten und kommunikativen Konnektivitäten notwendig. Zum anderen macht eben diese Komplexität eine medienübergreifende Perspektive erforderlich. Ein Ansatz, der diese beiden Punkte aufgreift, besteht im Konzept der „kommunikativen Mobilität“, das als Forschungsperspektive auf Medien und Mobilität angelegt ist (Hepp 2007, 2008, 2013). Darüber hinaus bestehen zwischen kommunikativer Mobilität und dem

entwickelten Theorierahmen (siehe Abbildung 1 für eine Zusammenfassung) mehrere Anknüpfungspunkte.

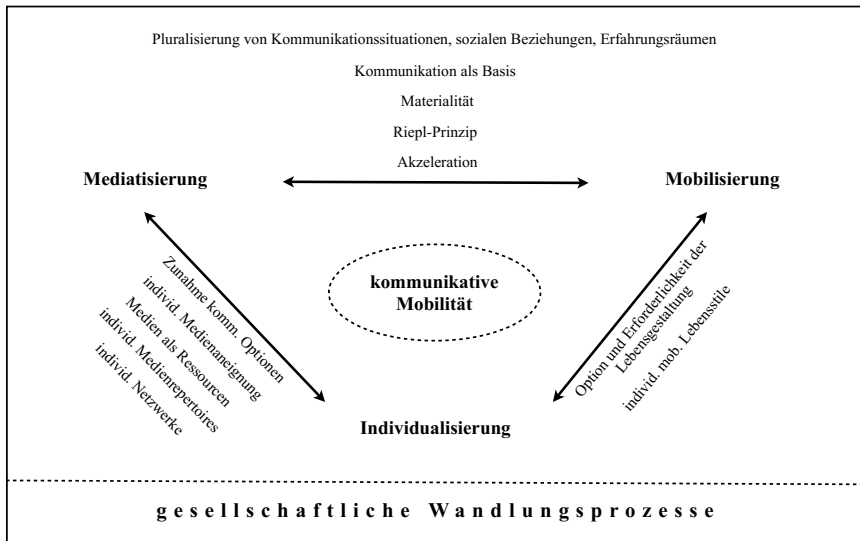


Abbildung 1: Einbettung kommunikativer Mobilität in den Theorierahmen

Bezüglich der Strukturierungsfrage beinhaltet kommunikative Mobilität einerseits das „Mobil-Werden“ von Kommunikationsgeräten“ und andererseits den zunehmenden „Mobilitätsfokus“ stationärer Medien“ (Hepp 2007: 38). Ausschlaggebend für das Gesamtkonzept ist aber das enge Wechselverhältnis zwischen kommunikativer und „lokaler Mobilität“. Darunter fällt einerseits die „situative lokale Mobilität“ (wiederkehrende Bewegungen im Alltag; ebd.) und zum anderen die „biografische lokale Mobilität“ (Bewegungen im Lebensverlauf; ebd.: 39). Somit kann kommunikative Mobilität als kommunikations- und medienwissenschaftlich ausgerichtetes Betrachtungsmodell verstanden werden, das durch den Bezug auf lokale Mobilität aber Anschlussstellen insbesondere zur Mobilitäts- und Verkehrsforschung aufweist. Damit schließt es direkt an das oben diskutierte Wechselverhältnis von Mobilitäts- und Medienwandel an, in dem das fortschreitende Mobil-Werden von Medientechnologien und die zunehmende lokale Mobilisierung zur Pluralisierung von Kommunikationssituationen führen. Aber auch über die Aneignung portabler Geräte hinaus resultiert die zunehmende Durchdringung des Alltags mit Medienkommunikation darin, dass

lokale Mobilität immer mehr ein Bewegen in und durch mediatisierte Räume darstellt.

Was die Notwendigkeit einer medienübergreifenden Betrachtungsweise in der Auseinandersetzung mit Kommunikation und Mobilität angeht, problematisiert das Konzept der kommunikativen Mobilität explizit einen Technologiezentrismus in der Mobilkommunikationsforschung, der das Mobiltelefon „zum unhinterfragten Ausgangspunkt von Forschung gemacht“ (Hepp 2007: 38) hat. Alternativ bemüht sich der Ansatz darum, „die Komplexität der alltagsweltlichen Aneignung von digitalen Medien [...] in den Blick“ zu nehmen (ebd.). Diese Perspektive spiegelt den oben geschilderten Zusammenhang von Mediatisierung und Individualisierung wider. Dabei habe ich u. a. auf die Aspekte der Zunahme kommunikativer Optionen sowie individualisierter Medienrepertoires hingewiesen. Letztere setzen sich zusammen aus portablen wie stationären Endgeräten, deren jeweilige Materialitäten „Prägräfte“ (Hepp 2013: 49ff.) auf ihre Aneignung und somit die Art und Weise ausüben, wie situative oder auch biografische lokale Mobilität kommunikativ gestaltet wird.

Insbesondere aber der Bezug zwischen stationären Medientechnologien und gesellschaftlicher Mobilisierung bleibt häufig vernachlässigt. Dass hier aber durchaus Verbindungen bestehen, zeigt der Verweis auf Raymond Williams' „mobile Privatisierung“ (1975: 26; vgl. Hepp 2013: 115). Williams zufolge sei der Erfolg des Fernsehens in Teilen auch damit zu erklären, dass es sich um ein Medium handle, das auf eine zunehmend mobilere Gesellschaft ausgerichtet sei (Williams 1975: 26f.). Er hebt vor diesem Hintergrund auf die sich mit der Industrialisierung verändernden Siedlungsstrukturen, Verkehrsmittel und Alltagsmobilitäten ab. Das Fernsehen biete in diesem Zusammenhang kommunikative Fixpunkte für die Kernfamilien in den Vorstädten und gleichzeitig ein Fenster zur Welt. In Teilen beinhaltet die mobile Privatisierung somit Aspekte medialer Integration (bezüglich Gesellschaft und Kernfamilien) und gleichzeitig erste Anzeichen von Individualisierung (Bedeutungsverlust von Großfamilien und dörflichen Wohnstrukturen). Letzteres betont auch Lynn Spigel mit der Umkehrung mobiler Privatisierung in „privatisierte Mobilität“ (2001: 69ff.) im Rahmen ihrer Auseinandersetzung mit den in den 1960er Jahren aufkommenden portablen Fernsehgeräten. Neben eher traditionellen, „konventionellen Familienidealen“ (ebd.: 76), so Spigel, bediente die Technologie des Fernsehens (und vor allem die diesbezügliche Produktwerbung) mit potenziell außerhalb des Haushalts nutzbaren Geräten auch individuellere, „nicht-familiale, ‚befreite‘ und sogar gegenkulturelle Lebensstile der 1960er.“ (ebd.)

Die Charakterisierung der kommunikativen Mobilität als Untersuchungsrahmen legt schließlich nahe, dass es sich dabei weniger um ein abgeschlossen argumentierendes Theoriekonzept zur Erklärung eines Sachverhalts handelt, als

um eine Alternative zu bislang gängigen Formen der Strukturierung von Mobilität und Kommunikation. Deshalb eignet es sich insbesondere auch für eine strukturierte Betrachtung bisher im Forschungsfeld geleisteter Empiriearbeit, die ich im folgenden Kapitel vorstellen und diskutieren möchte.

Kommunikative Mobilität

Die mediale Vernetzung beruflich mobiler Menschen

Berg, M.

2017, VIII, 312 S. 15 Abb., 4 Abb. in Farbe., Softcover

ISBN: 978-3-658-15940-5